P. o. germ.
252
b

<36613845530018

<36613845530018

Bayer. Staatsbibliothek

P.O. germ. 252b

Creuz

1.E

~~Gesch. d. deutsch. p. 221.~~

P. O. germ.

2114

~~Oc. 2411~~

Liter. German. elegant.
Poet. pag. 224.

(Fr. Casimir von Creutz.)

Die Gräber,

ein

Philosophisches Gedicht,

in

Sechs Gesängen;

nebst einem

Anhange neuer Oden

und philosophischer

Gedanken.

Frankfurt und Maynz,
bei Franz Varrentrapp.
M DCC LX.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Das Gedicht, welches ich: Die Gräber, überschrieben, erscheinet nunmehr in sechs Gesängen ganz vor den Augen des Lesers. Es sind zwar die drey ersten Gesänge schon in der zweyten Auflage meiner Oden befindlich; allein man hat ein Verlangen bezeuget, dieses Gedicht vollständig und besonders gedrukt zu sehen, und da gedachte Oden sich ohnehin vergriffen haben; wichtigere Geschäfte aber mich noch an der Besorgung einer dritten und verbesserten Auflage verhindern: so habe ich bey der besondern Herausgabe der Gräber

um so wenigern Anstand gefunden. Was den Inhalt dieses Gedichts anlangt; so wiederhole ich hier dasjenige, was ich davon schon in der Vorrede zum vierten Gesange erwähnet habe. Die angehängten Oden sind nicht viel unterschiedenen Inhalts, welches mich um so mehr bewogen hat, das Lehrgedicht vom Menschen, obgleich nur das erste Buch oder der erste Theil desselben zum Drucke fertig war, noch beyzufügen. Diejenigen, welchen meine Muse zu traurig vorkommt, machen sich von mir oder meiner Muse einen unrichtigen Begriff. Meine Muse ist mehr ernsthaft als traurig; wo sie aber traurig ist, hat es der Vorwurf nicht anders erlaubt.

Wer ist der Seelige, in seltnem Stern gebohren,
Bey dem Verdruß sein Recht auf einen Tag verlohren?

Von Haller.

Der Tadel, welchen die Frage: Warum ich nicht andere Vorwürfe erwählet hätte, schon in sich begreiffet, wäre nicht ganz ungegründet, wann ich nur von der Dichtkunst mein Hauptwerk machte. Allein ob ich mir gleich ein Genie zur Dichtkunst nicht selbst abspre-

chen will; so ist doch meine Absicht niemals gewesen, unter den Dichtern eine Figur zu machen. Ich habe mich sehr frühe überzeugt, daß man als ein Dichter nicht wenig nüzen und nicht wenig ergezen könne, ohne ein Homer, Virgil, Milton oder Klopstok zu seyn. Man muß auch einem jeden seinen Geschmak lassen, und niemals glauben, daß der unserige der beste sey. Die prächtigste Beschreibung eines verlohrnen Paradises, eines Aufruhrs im Himmel, einer von Engeln und Teufeln mit einander gelieferten Schlacht, eines zum Himmel führenden ätherischen Wegs; alles dieses, und noch mehr kan ich gegen eine, von einem Dichter mit nachdenklicher, das ist, Hallerischer Kürze vorgetragene Sittenlehre und andere philosophische, aber wichtige Gedanken leicht missen. Wie mühsam sammlen wir nicht, in dem Gedränge der Dinge, unsere flüchtige Gedanken! Wie schön aber hat sie Herr von Haller unter unsern Dichtern gesammlet! Ich sehe die Menschen in ihrer traurigen Wallfahrt vor meinen Augen vorüber gehen, wann ich folgendes lese:

Hier reißt ein schwach Geschlecht mit immer vollem Herzen
Von eingebildter Ruh, und allzu wahrem Schmerzen,
Wo nagende Begierd und falsche Hofnung wallt,
Zur ersten Ewigkeit; im kurzen Aufenthalt,
Des nimmer ruhigen und ungefühlten Lebens,
Schnappt ihr betrogner Geist nach ächtem Gut vergebens.

Wie schön sammlet Drollinger die Gedanken eines vieljährigen Philosophen in folgende kurze Zeilen zusammen:

Hier ist uns nur ein Raum gegeben,
Drauf unsres Geistes Kindheit spielt.
Dann öfnet sich nach kurzen Zeiten
Der Schauplaz grosser Ewigkeiten;
Da geht sein Lauf unendlich fort.
So hat die Allmacht es beschlossen;
Hier treibt der Geist die ersten Sprossen;
Was hier gekeimt, das reiffet dort.

Hier wird ein ganzes und grosses System mit so wenigen Worten vorgetragen. Ich komme auf meine eigene kleine Arbeiten zurük, und bitte den geneigten Leser, nicht un-

angenerkt zu lassen, daß die meisten meiner Gedichte einen ungefähren Ursprung und mit meinen über den Weltlauf und meine eigne Begebenheiten angestellten Betrachtungen ganz gleiche Veranlassung haben. Ein aufrichtiges Herz kan in denselben nicht unkänntbar seyn, und ist vielleicht ihr einziger Wehrt. Was ich gegenwärtig dem geehrten Leser vorzulegen mir die Freyheit nehme, hat das Ansehen einer zweyten Sammlung; ein neuer Umstand, welcher mich in Verlegenheit sezen würde, wann ich von der Dichtkunst mein Hauptwerk machte. Aber wie sparsam ich des Umgangs mit meiner Muse geniesse, zeigt die den mehresten dieser Gedichte vorgesezte Jahrzahl ohne mein Erinnern schon an. Es folgen jedoch solche weder in chronologischer noch sonst der besten Ordnung auf einander, wovon die Ursache diese ist, daß sich währenden Druks unter meinen Papieren noch einige Stücke ungefähr aufgefunden haben. Von dem Geschmak, dem ich als ein Dichter folge, soll ich auch nach einiger Verlangen noch Rechenschaft geben. Allein meine Vorwürfe und Empfindungen bestimmen gewöhnlich bey mir die Schreib- und Vers-

Art. Kein neuer Gedanke, kein neuer Ausdruk wird jemals von mir ängstlich gesucht. Ich behaupte eine allen Dichtern gemeine Sprache, oder dichterische Gleichnisse, Figuren, Worte und Redensarten, deren sich ein jeder Dichter bedienen kan und darf, ohne daß es das Ansehen einer Nachahmung habe. Man erkennet doch bald die Originalgedichte auch durch ein blosses Gefühl, und ein auch schon hundertmal abgehandelter Vorwurf läßt sich dennoch, zumal wenn eine besondere und neue Veranlassung dazu vorhanden ist, auf eine neue Art wieder abhandeln. Ein Dichter, welcher nur, um seine Gedanken zu sammlen und seine Empfindungen seiner eignen Vergessenheit zu entreissen, dichtet, und nicht länger dichtet, als die Begeisterung währet, hat nicht nöthig, zu untersuchen, ob es neu sey, was er herfürbringt, oder nicht. Er darf auch nicht besorgen, von der Natur abzuweichen. Er gehet seinem Triebe überlassen nicht irre. Aber der Natur wird, zum Nachtheil der Kunst, zu viel Weihrauch gestreut. Die Unwissenden thun sich recht darauf etwas zu gut, wie man zu sagen pflegt, wann sie die Wörter: Natur, natür-

lich, natürlich schön u. s. w. oft in ihre unzusammenhangende Gespräche einflicken können. Ich weiß auch nicht, warum die Kunst nur in der Nachahmung der Natur gesezt, und warum nicht vielmehr die Kunst der Natur entgegen gestellt werden will. Eine Nachahmung der Natur ist eine Kunst; aber nicht alle Kunst besteht in der Nachahmung der Natur. Man pflegt wenigstens zu sagen: Das ist natürlich, und das ist gekünstelt, und unter dem Gekünstelten versteht man gewiß nicht eine Nachahmung der Natur, sonst wäre es einerley, indem unter dem natürlichen in den Fällen, wo man also spricht, doch auch nur eine Nachahmung der Natur verstanden wird. Wenn man demnach von einer Rede, einem Gedichte, Gemählde, u. s. w. mit dem Unterschiede urtheilt, daß man sagt, das ist natürlich; das gekünstelt: so versteht man unter dem Natürlichen eine Nachahmung der Natur, unter dem Gekünstelten aber das Gegentheil. Ein anders ists freylich, die Natur copiren; ein anders,

sie nachahmen. Aber in dem Falle, wo man das Gekünstelte vom Natürlichen unterscheidet, wird die copirte oder nachgeahmte Natur von der Kunst gleich unterschieden. Die Natur handelt nach ihren Absichten, und der Künstler nach den seinigen. Was die Kunst herfürbringt, ist in der Natur höchstens nur in den Theilen, die aus ihrem Vorrahte genommen worden, und weiter nicht befindlich; es muß auch das Geschöpf der Kunst der Natur nicht nohtwendig ähnlich seyn. So ahmt ein Mahler das natürliche Licht vollkommen nach, und erreicht die Aehnlichkeit. Allein wenn er eine Finsternis in dunklere Finsternisse unterscheidet, und die grössere Dunkelheit an die Stelle des Lichts sezt, weil durch sie die minder dunkeln Objecte in so ferne sichtbar gemacht werden: so ist sein Licht dem natürlichen Lichte nicht ähnlich, und der Fall da, wo Natur und Kunst einander entgegen gesezt sind. Wenn Krücken den Mangel der Füsse ersetzen; was haben Krücken mit den

Füssen für eine solche Aehnlichkeit, daß man sie als eine Nachahmung natürlicher Füsse betrachten könne? Es wird hier nur eines an des andern Stelle gesezt, und hierdurch unterscheidet sich die Kunst von der Natur. Sie trennt, was die Natur verknüpft; verknüpft, was sie trennt, thut hinzu, nimmt weg, doch allemal, um etwas herfürzubringen, das an statt eines Dings seyn kan, welches in der Natur schon befindlich ist, oder welches in einer andern Welt natürlich wäre. So sind die Schildereyen eigentlich an statt unserer Vorstellungen abwesender Dinge, und ich weiß nicht, ob sich dieses eine Nachahmung der Natur nennen lasse. Ein anders ist die Ente des Vaucanson im Innern betrachtet; diese ist der natürlichen Ente nachgemacht, und also eine Nachahmung der Natur. Der Künstler empfängt zwar die Materialien von der Natur; aber der Schüler, welcher aus dem teutschen ins lateinische übersezt, ahmt deswegen den Hederich nicht nach, wenn er

gleich die Wörter und Redensarten, die er braucht, aus dessen Wörterbuche herholt. Allein die grossen Werke der Kunst, wo die Absicht blos auf Pracht, Verschwendung und Bewunderung zu erregen, gerichtet ist, müssen in ihrer Art nur einzig seyn, und dürfen nicht zu Mustern der Nachahmung dienen. So verdienet ein nach gothischem Geschmacke aufgeführter Tempel mit seiner ungeheuren Last von Thürmen, und unendlicher Menge überflüssiger Zierrathen bewundert und nicht getadelt zu werden; allein wann die Rede von der Nachahmung ist, oder dieser Geschmak als ein herrschender Geschmak betrachtet wird: wer würde ihn nicht verwerfen? So finde ich des Miltons verlohrnes Paradis und des Kloppstoks Messias als Originalgedichte, als einzige in ihrer Art, bewundernswürdig; aber wann ich sie als Muster zur Nachahmung ansehe; so denke ich davon anders, und sehe eine neue Barbarey mit nicht wenigen andern voraus, wenn ihr Geschmak zum herrschenden Geschmacke

werden solte. Die vielen ausserordentlichen Gedanken, Bilder und Gleichnisse; die neuerfundenen Worte und Redensarten; kurz, diese ganze neue Göttersprache ist die Sprache, in welcher nur ein Milton und Kloppstok reden darf, und alsdann nur, wann sie vom Paradise und Messias reden. Ich nehme das Wort: Kunst, in dem bestimmtesten und schärfesten Sinne, damit die Frage gründlich beantwortet werden könne, wie weit das so genannte gekünstelte verwerflich, und das natürliche ihm vorzuziehen sey. Es läuft also nicht etwa auf einen Wortstreit hinaus, was ich von einer, der Natur entgegen gesezten, und nicht blos in derselben Nachahmung bestehenden Kunst bisher gesagt habe. Das, was ich unterschieden, muß wohl unterschieden werden, wenn gründlich beurtheilet werden soll, was in dem Ausdrucke eines Dichters natürlich oder unnatürlich, was wahrhaftig erhaben, oder Schwulst; kurz, was eigentlich der gute Geschmak sey. Um sich von der Dichtkunst einen vollständi-

gen Begriff zu machen, muß man einen Dichter erstlich als einen Nachahmer des Philosophen und Geschichtschreibers betrachten. Er erzählt, wie dieser, und abstrahirt, wie jener, beydes nachahmungsweise, und also, daß ihm das Falsche zu seinem Zwecke so dienlich, wie das Wahre ist. Dieses Privilegium erstrekt sich noch weiter: Er verwandelt Eigenschaften in Substanzen, oder abstracte Begriffe in Personen, und Ideen in Empfindungen. Seine Sprache ist nach der Musik, der Maler- und Tanzkunst gebildet. Seine Figuren sind an statt der Farben, und an statt der Töne und Gebärden ist sein Silbenmaß, wozu wir den Reim fügen können. Den Reim finde ich dem Genie der deutschen Sprache gemässer; doch duldet dieses Genie unserer Sprache auch reimlose Oden, wann nur die rechte Versart, wo der Mangel des Reims am wenigsten zu spüren ist, ausgesuchet, und die Richtigkeit der Scansion auf das genaueste beobachtet wird. Daß die Hexameter dem Geiste unserer Sprache ungemäß sind, ist daraus zu sehen, weil Personen, welchen es an feinem Geschmake nicht fehlet, die auch über dieses durch

Lesung der besten Schriften der Franzosen und Deutschen ihren Geschmak, Wiz und Urtheil wohl gebildet haben, aber welchen die römischen und griechischen Dichter unbekannt sind, solche römisch- oder griechisch-deutsche Gedichte nicht nach dem Sylbenmasse lesen können. Aber selbst ein Römer und Grieche würde sein Sylbenmaß hier nicht erkennen. Doch hat allenfalls ein fremdes Sylbenmaß gar wohl in einem Gedichte Plaz finden können, welches den Vorwurf hat, wie das Kloppstokische, und dessen Schönheiten ohnehin von denen nur halb empfunden werden können, welche die römischen und griechischen Dichter nicht gelesen haben. Noch eine Anmerkung muß ich machen. Ein anders ist künstlich; ein anders gezwungen. Wann mich im tragischen Seneca das künstlich Traurige und künstlich Erhabene rühret und in Verwunderung sezt: so darf ein anderer ihm ängstlich nachahmender Dichter sich darum noch nicht gleiche Würkung von seinen Bemühungen versprechen. Der eine hat eine besondere Geschiklichkeit dazu, welche dem andern fehlt. Was dem einen wohl anstehet, und gut läßt, das misstellt den an-

dern. Wie sehr übrigens ein Dichter auf die Reinigkeit und Richtigkeit seines Ausdruks zu sehen habe; dieses bedarf meiner Erinnerung nicht. Ich habe mich bemühet, rein und richtig zu schreiben; allein es fehlt uns noch eine, von allen gelehrten Deutschen als ein Gesez angenommene Sprachlehre, und da doch alles auf den Idiotismus einer Sprache, die Analogie, Authorität, und vornehmlich auf die mehrere oder mindere Bequemlichkeit im Ausdruke der Gedanken, und den Wohllaut ankommt: so habe ich dort blos die besten Schriftsteller; hier mein eignes Urtheil, mein Gefühl und mein Gehör zu Führern gehabt. Es bleibt richtig, daß die Vollkommenheit einer Sprache, das Werk der Philosophen, Dichter und Redner sey. Von der poetischen Freyheit ist folgendes mein Urtheil: Die Dichter sind eher gewesen, als die Regeln, welche man zusammen genommen die Dichtkunst nennt. Diese Regeln sind mit den Gedichten zugleich entstanden. Der Dichter hat sich nur des Wohllautes wegen eingeschränket; aber wie hat er sich eingeschränket? So, daß er sich vorbehalten, sich von diesem Zwange so oft zu

entfer-

entfernen, als ohne diese Abweichung der Leser oder Zuhörer eines grössern Vergnügens und Nuzens, als dieser Wohllaut mit sich führt, entbehren müste. Die Kürze gehöret mit zum Wohllaute. Wenn ich sage: Der Mensch, welcher sich von seinem Schöpfer, seinem GOtte, treulos entfernet, erniedriget dadurch sein Geschicke; so ist es allerdings die Kürze, welcher mir folgenden Vers angenehmer macht:

Der Mensch, der GOTT verläßt, erniedrigt sein Geschicke.

Diese Kürze, welche vom Accente ihre Modification bekommt, ist der Ursprung der Scansion; oder soll die Scansion der Ursprung der poetischen Kürze seyn: so bleibt es in beyden Fällen doch richtig, daß ein Dichter, wenn er der Kürze wegen fehlt, eigentlich nicht fehlt; sondern dem Geiste des Gesezes, das er zu verlezen scheinet, vielmehr gemäß handelt. Wer wolte auch nicht bisweilen unreine Reime dulden, und zur Schadensersezung reine und grosse Gedanken annehmen? Was endlich auch in der Prose ein Sprachfehler ist, ist darum noch keiner in

der Poesie. Es kommt nur darauf an, ob durch den Sprachfehler dem poetischen Wohllaute etwas benommen wird. Es ist ein Unterschied zwischen der prosaischen und poetischen Sprache, und die Sprachfehler sind in beyden Sprachen nicht dieselbe; auch duldet die freye recitativische Versart mehrere poetische Freyheiten, als andere Versarten. Die Ordnung der Worte muß auch in Versen nicht eben dieselbe seyn, wie in Prose, wenn ich seze:

Kan die Natur die Quell der Widersprüche seyn?

So ist es recht; aber auch kein Constructionsfehler in einem Gedichte, wenn ich nachdrüklicher die Worte also ordne:

Der Widersprüche Quell, kan die Natur sie seyn?

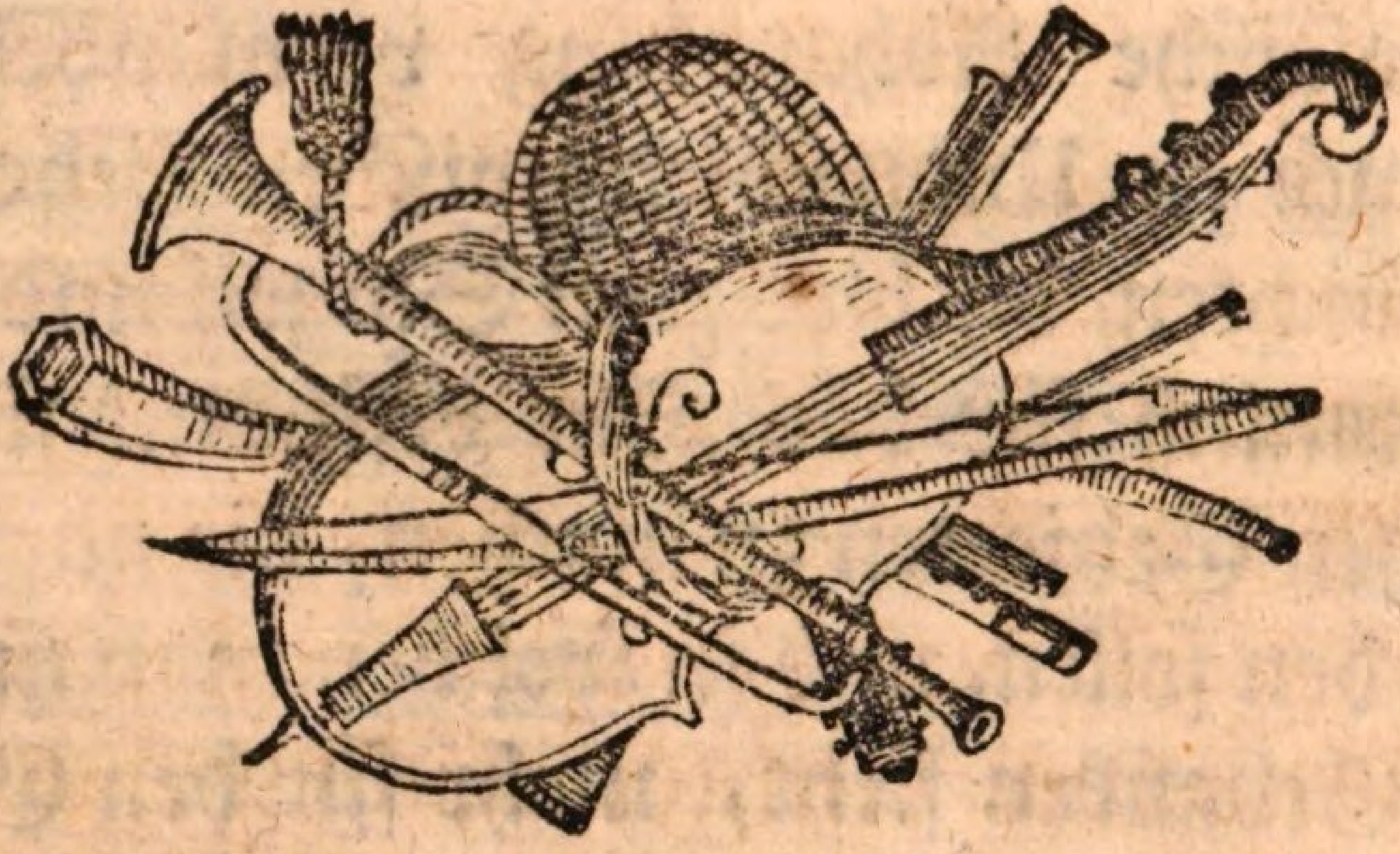
Es ist aber, als wenn ich doppelt fragte: Was ist die Quelle der Widersprüche? Kan sie die Natur erregen? Wolte man sagen, daß, wenn es nur um die Gedanken zu thun seyn solte, es einem Dichter frey stehe, in ungebundener Rede zu schreiben: so bleibt der Unterschied doch allemal, daß die Prose die

poetische Kürze nicht duldet, und dem Gedächtnisse sich nicht auf solche angenehme Weise, wie diese, empfiehlet. Es wird aber überhaupt mit diesem Einwurfe nichts gesagt. Ein Dichter, welcher ohne alle solche Fehler zehen schöne, unerwartete, und nüzliche Gedanken vorträgt; solte dieser Dichter um weniger andern grossen Gedanken willen, die er ohne diese Fehler in Versen nicht vortragen kan, eine so weit untadelhafte Ode in eine prosaische Abhandlung verwandeln? Es ist auch ein Unterschied zwischen Liedern, oder Gedichten, die blos zum Singen und also fürnehmlich für das Ohr bestimmt sind, und solchen Gedichten zu machen, die nur gelesen werden sollen, und in welchen man mehr auf die Gedanken sieht, mehr für den Geist als das Ohr sorgt. Mit der poetischen Kürze ist allemal ein Wohllaut verknüpft, und ich darf hier wiederholen, daß ich die Scansion nur als das Mittel ansehe, durch welches der Zwek der angenehmen und geistreichen Kürze erreichet wird. Es ist nicht einerley ein Uebellaut, und ein Scansionsfehler; es herrschen hier auch Vorurtheile, und

)( )(2

vieles, ja das meiste kommt darauf an, wie ein Gedicht gelesen oder hergesagt wird. Dieses ist indessen kürzlich meine alte oder neue Prosodie, und mit diesem wenigen empfehle ich mich der Gütigkeit meines Lesers.

Homburg vor der Höhe, am 24. Sept. 1759.



Inhalt.

Inhalt.

Die Gräber,

sechs Gesänge.

Erster Gesang . . Seite 3
Zweyter Gesang 10
Dritter Gesang . . . 17
Vorbericht zum vierten Gesang . . 27
Vierter Gesang 31
Fünfter Gesang . . . 47
Sechster Gesang . . . 49

Anhang einiger Oden.

Christliches Gebät . . . 67
Neujahrsgedanken . . . 69
An das Glük . . . 75
Gedanken an einem stillen Abend . . 77
Die Wege der Vorsicht bey einer gewissen Gelegenheit 79
Gedankeu über die Eitelkeit . . . 81
Der Mittelstand 85
An die Nacht 87
An etne Dame 89

Das höchste Gut . . . Seite 89
Die Einsamkeit . . . 91
Die beste Welt 95
Philosophische Gedanken in Prosa . . 97
Schluß davon 118
Der Mensch oder Serens Klagen . . 121

Versuch vom Menschen,

Erstes Buch 133

Drukfehler:

Seite 127. lies Vers 19. umflossen statt umschlossen.
Seite 137. Vers 12. lies:
So fühl ich schon in mir die werdenden Begriffe.

Die

Die
Gräber,
Sechs Gesänge.

Die Gräber.

In dem Heumonat, 1752.

SENECA.

Hic nulla pars immunis exitio vacat:
Sed omnis aetas pariter et sexus ruit,
Iuuenesque senibus iungit, et gnatis patres,
Funestus *locus*.

Erster Gesang.

Hier ist der Ort! wo einst der Leidenschaften Wut
Besänftigt in dem Arm verlassner Stille ruht;
Wo Sklaven, gleich den Helden, trozig thun
Und auf der Ketten Last sanft, wie auf Siegen ruhn.
Versöhnet schlummern hier, zu gleichem Tod geboren,
Die ernsten Weisen bey den lächerlichen Thoren;
Und in ein gleiches Meer fällt schweigend hier ein Bach;
Stürzt dort ein lauter Strohm. Und Glük und Ungemach,
Ruhn hier in einem Schoos beysammen:
Wie Schwestern, die von einer Mutter stammen,
Und Kinder der geheimen Vorsicht sind.
Hier läßt das unpartheyische Verderben
Den, dessen Grausamkeit und Neugier Rom verbrannt,
Wie jenen, welchen Rom der Menschen-Lust genannt,
Als, ihm gleich angenehme Opfer, sterben.

O, Meer der Sterblichkeit! wer hat dich noch ergründt?
Wie, wann ein gräßlichs Erderschüttern
Von dem erschroknen Land die neuen Inseln reißt:
So sehn wir, wie der Tod, vor dem auch Himmel zittern,
Der Gottheit Hauch, den ewgen Geist,
Vom widerstehnden Körper reißt.

Hier, wo die Wollust sich im vollen Lauf verweilet,
Und traurig vor den Gräbern steht;
Wo sie einst wie ein Wunsch vergeht,
Der ewig unerreichet,
Dem Schwarm von hundert neuen weichet:
Hier liegen in der ruhnden Mitternacht
Gedanken, die nur halbgedacht,
Der Tod urplözlich übereilet.

An diesem schaudervollen Orte
Sind Tugenden nicht von der Laster Schiksal frey;
Und ungerührt hörst Du des Brutus lezte Worte,
O harter Tod! und nichts schont Deine Tyranney,
Und die Verwesung, deines Zornes Kind:
So, wie dem losgelassnen Blitze
Die Hürden und die Königssitze,
In seiner Wut gleichgültig sind.

Hier gehet einsam, ungesucht, verlassen,
Der stolze Ruhm, um den wir oft ein Leben hassen,
Nach dem er uns unbrauchbar ist:
Mit gleichem Rang geht die Verachtung ihm zur Seiten;
Ihm folgt im Wittwenflohr der Rest der Eitelkeiten;
Und hier entscheidt der Tod der Wünsche bangen Zwist.

O, welche tiefe Stille
Gebiehtet hier des Todes strenger Wille!
O heilge Stille, die durch fromme Gräber geht,
Sanft, wie ein Morgenwind in keuschen Rosen weht!
Nichts stöhrt, nichts hält dich in dem unsichtbaren Lauf,
Als selten nur ein dunkles Murmeln auf:
Wann Worte, die im Mund der ruhig Sterbenden
Aus Neid, der Tod erstikt, noch aus den Gräbern gehn.
So hörte dort Petrarch, tief in die Nacht verloren,
Der Lauren sanften Ton, in einer Gruft geboren,
In welche ruhend sich sein Kummer niederließ;
Was andrer Abscheu ist, war Ihm ein Paradies.
So hörte Caniz dort, voll Leids um seine Schöne,
Aus seiner Doris Gruft des Trostes starke Töne;
So hörte Haller einst, in seinem ernsten Gram
Den Ton, mit dem ein Trost von Marianen kam.

Wirst Du von dem Gemahl auch noch ein Trostwort
hören?
Ulrike! wirst Du Ihn im höhern Denken stöhren?
Hier, wo ich ausser mir und unter Gräbern bin,
Sieht Ihn die Phantasie noch einmahl von uns fliehn.
So wie die untergehnde Sonne
Noch einen Theil von ihrer Wonne,
Dem Abend traurig überläßt:
So floh Er! Dein untadelhaftes Glüke
Mit Ihm! Ein Lebe wohl! blieb traurig Dir zurüke,
Und hänget noch an Deinem Herzen fest.

Wie öd und unfruchtbar o Tod! sind Deine Fluren?
Die Vorsicht Deiner Grausamkeit
Vertilgt so gar von der Vergangenheit
Die dem Zukünftigen misgönnte Spuren;

Hier wirbst Du unsre Sünden an,
Die, wie die Stürme aus dem Meere,
Aus unsren Herzen gehn: aus ihnen machst Du Heere;
Und sammlest eine Macht die alles zwingen kan.
Kein kühler Anhauch von gelinden Lüften
Beseeligt hier die umgestürzten Triften,
Wo keine Schäferflöte schallt;
Einsamer Schreken Aufenthalt!
Und hier, ach! hier erfrischt kein Kuß holdseelger Weste
Die ausgesogenen, die hingestorbnen Aeste;
Ein schwehrer schwarzer Dampf vermehrt den öden Graus,
Und ist der Gegend Last und brütet Seuchen aus.

Hier seh ich sie, die stille Traurigkeit!
Wie sanft schlägt sie die tiefen Blike nieder?
Die Schwehrmut, welche ihr die starren Hände beut,
Kömmt aus der Gruft, wohin sie einst geflohen, wieder.
Hier hoft auf die Erwekung jeder Schlummer,
Und seinen Trost erwartet jeder Kummer,
Der ihn, wo er untröstbar ist,
Geduldig in der Welt der Lebenden vermißt.

Hier seufzt die Nacht, und auf des Ostwinds kühnen Wegen
Sieht sie dem grossen Tag, der sie erlöst, entgegen:
Wie eine Braut von fern den Bräutigam erblikt,
Und die Umarmung ihm im Wunsch entgegen schikt.

Der zweifelhafte Tag, wann wird er aufwärts steigen,
Und welche Niederlag wird er den Himmeln zeigen?
Wie sich ein dunkler Rauch schwehr in die Lüfte hebt,
Und eine Flamme dekt, die mitten in ihm schwebt:

So stellt sich noch ein Heer von heilgen Dunkelheiten
Um jenen Tag herum, mit dem der Tod der Zeiten
Der jezt noch am Gestad der Zukunft drohend irrt,
Gleich einem Strohme kommen wird,
Der uns verborgen zwischen Felsen fliesset,
Und ohne Mitleid sich durch fliehnde Thäler giesset.
Wo das unschuldge Lamm in zarter Ruh geweidet,
Und die verliebte Schäferin
Ihm seufzend oft sein stilles Glük beneidet,
Wirft nun der Fischer Neze hin.

O! welche Sterblichen noch ungewohnte Schreken,
O! welche Noht wird dieser Tag entdeken?
Die hier dem scharfen Aug des Weisen noch entflieht:
Wie dem, der nach dem künftgen Wetter sieht,
Oft ein Gewölk entgeht, aus dem in sichrer Nacht
Die Ueberschwemmung stürzt, und Wüsteneien macht.

Er kömmt, der ernste Tag! ihm weicht die lange Nacht:
So wich das erste Nichts der ersten Welten Pracht!
Was säumt der Tod? er scheint noch Millionen Schaaren
Auf einen Augenblik, auf einen Hieb zu sparen:
Schon seh ich ihn, wie er den mütterlichen Armen
Die Kinder in dem Jezt, das sie zur Welt gebracht,
Mit Ungestümm entreißt und ohn Erbarmen
Sie in dem Angesicht der Unschuld niedermacht.
Von manchem ausgestorbnen Reiche
Seh ich im königlichen Tod,
Das Siegsgepräng der unbesiegten Noht,
Und ganzer Völker lezte Leiche.
Der Tod erzittert selbst vor seinem Tod,
Den seine eigne Wut ihm droht,

Und mit der Sterblichkeit nimmt er zugleich ein Ende;
Sein eigner Schauer würkt in ihn, und seine Hände
Erstarren schon, des ewgen Würgens müd;
Den Abgrund füllen Berge tiefer Leichen;
Verzweifelnd stürzen sich in ihn die matten Seuchen:
Ein allgemeines Trauerlied
Ertönt durch die Natur: wie, wann der prächtge Schwahn
Im gleichen Augenblik sanft mit dem Tode ringet,
Und ein bewegliches Lied Mäanders Ufern singet. *

So wie bey hagelreichen Stürmen,
Wann Dächer von Metall Tyrannen stolz beschirmen;
Der Landmann, den des Himmels Zorn erschrekt,
Die Hütte, deren Moos indessen ihn bedekt,
Mit bangem Schritt verläßt, und in der Luft den Frieden
Im Feld sein Gut erblikt, sein All, das ihm beschieden;
Und dann sein dürftigs Korn, nach dem sein Hunger schaut,
Noch unverlezet sieht, und doch dem Aug nicht traut:

So werden Geister, wann der Tag herangerükt,
Der ewge Tag, indem sie auferstehen,
Nicht ohne Sorg und Furcht noch nach sich selber sehen:
Ob nichts von ihrem Seyn so mancher Fall verkürzt,
Nachdem auf sie so manche Welt gestürzt,
Und sie so manches Himmels Last gedrükt:
So werden sie mit göttlichem Entzüken,
Voll heiliger Verwunderung,
Nach der entsezlichen Erschütterung,
Sich unverlezt und als Unsterbliche erbliken.

* Ad vada Maeandri concinit albus olor. OVIDIVS.

Dann wird ihr prächtger Flug nach unsichtbaren Höhen,
In einem Stolz, der nur Unsterblichen gebührt,
Von Dir, o Ewigkeit! allein gerührt,
Jenseits der Welten Schutt durch Deine Reiche gehen.
Je mehr sie sich der Gottheit nahn:
Je göttlicher wird ihr Entzüken;
Mit immer höheren, mit immer fernern Bliken,
Sehn sie die Eitelkeit, die sie verlassen, an;
Und Höhen immer andern Höhen weichen;
Und nähern sich durch die Unendlichkeit,
Dem Meer der göttlichen Allwissenheit;
Doch ohne Dich, o Gottheit! zu erreichen.

So breitet stolz die königlichen Flügel
Der Adler im Entschluß, der ihn zur Sonne führt,
Gleich kühnen Segeln aus; von ihr allein gerührt,
Sieht er, je mehr er steigt, die immer tiefern Hügel;
Ein immer tiefres Thal; ein immer tiefres Meer;
Ein immer höhres Sonnenheer.

Und mit der Sterblichkeit nimmt er zugleich ein Ende;
Sein eigner Schauer würkt in ihn, und seine Hände
Erstarren schon, des ewgen Würgens müd;
Den Abgrund füllen Berge tiefer Leichen;
Verzweifelnd stürzen sich in ihn die matten Seuchen:
Ein allgemeines Trauerlied
Ertönt durch die Natur: wie, wann der prächtge Schwahn
Im gleichen Augenblik sanft mit dem Tode ringet,
Und ein beweglichs Lied Mäanders Ufern singet. *

So wie bey hagelreichen Stürmen,
Wann Dächer von Metall Tyrannen stolz beschirmen;
Der Landmann, den des Himmels Zorn erschrekt,
Die Hütte, deren Moos indessen ihn bedekt,
Mit bangem Schritt verläßt, und in der Luft den Frieden
Im Feld sein Gut erblikt, sein All, das ihm beschieden;
Und dann sein dürftigs Korn, nach dem sein Hunger schaut,
Noch unverlezet sieht, und doch dem Aug nicht traut:

So werden Geister, wann der Tag herangerükt,
Der ewge Tag, indem sie auferstehen,
Nicht ohne Sorg und Furcht noch nach sich selber sehen:
Ob nichts von ihrem Seyn so mancher Fall verkürzt,
Nachdem auf sie so manche Welt gestürzt,
Und sie so manches Himmels Last gedrükt:
So werden sie mit göttlichem Entzüken,
Voll heiliger Verwunderung,
Nach der entsezlichen Erschütterung,
Sich unverlezt und als Unsterbliche erbliken.

* Ad vada Maeandri concinit albus olor. OVIDIUS.

Dann wird ihr prächtger Flug nach unsichtbaren Höhen,
In einem Stolz, der nur Unsterblichen gebührt,
Von Dir, o Ewigkeit! allein gerührt,
Jenseits der Welten Schutt durch Deine Reiche gehen.
Je mehr sie sich der Gottheit nahn:
Je göttlicher wird ihr Entzüken;
Mit immer höheren, mit immer fernern Bliken,
Sehn sie die Eitelkeit, die sie verlassen, an;
Und Höhen immer andern Höhen weichen;
Und nähern sich durch die Unendlichkeit,
Dem Meer der göttlichen Allwissenheit;
Doch ohne Dich, o Gottheit! zu erreichen.

So breitet stolz die königlichen Flügel
Der Adler im Entschluß, der ihn zur Sonne führt,
Gleich kühnen Segeln aus; von ihr allein gerührt,
Sieht er, je mehr er steigt, die immer tiefern Hügel;
Ein immer tiefres Thal; ein immer tiefres Meer;
Ein immer höhres Sonnenheer.

Zweyter Gesang.

Die Sonne sinkt! schon brechen ihre Blike,
Und schon verkündigen sie mir des Tages Tod;
Die Mitternacht, die mir mit neuer Schwehrmut droht,
Rükt nach und nach heran, so schwarz, wie mein Geschike,
So dunkel, wie zu mir mein untröstbarer Gram,
Mein ewig wehrter Fürst! mit Deiner Baare kam.

Wie still ists um mich her? o, holde Dunkelheiten!
Aus eurer Quelle will ich die Gedanken leiten,
Die sanft mit meinem Schmerz entstehn;
Und sanft mit ihm, ach! aber wann? vergehn.
Wo ist das Schauspiel, das mein Aug entzüket?
Der heitre Himmel, der den Morgenthau geschiket;
Der rohte Hügel, wo ich Lämmer weiden sah;
Der Strohm, der reissend von ihm schosse,
Und in das Thal, das ihm gefährlich nah,
Mit prächtigem Gebrausse flosse?
Ach! alles dekt einsamer Schatten Grauen,
Und alles liegt, nur ich nicht, in der Ruh!
So deket Ispahan die Schönheit seiner Frauen
Mit eifersüchtgen Schleyern zu.

Ihr Auen, wo, so oft der Himmel segnend floß,
In meine Seele sich ein Trost erquikend goß!
Ihr Linden, wo ich oft den Trieb zu singen spührte,
Und um mich her den Reihn vergnügter Scherze rührte!
Geborne Grotten, dort, wo meine Zärtlichkeit
So manche Phantasie betrogen und erfreut!

Du naher Wasserfall; wo ich mit Wünschen spielte,
Und sich mein siedend Blut in Frühlingslüften kühlte!
Gebüsche, Zephyrn hold! gedankenvoller Hayn!
Ihr, mein Vergnügen sonst, solt jezt mein Kummer seyn!

Euch hält die Nacht vor meinem Aug verborgen:
So deket meine Lust der Trauerflohr der Sorgen!
Die Zeit ist hin, da ich selbst in dem Ungemach,
Dem Trost zu günstig, des Vergnügens Rosen brach!
So wie des Weichlings Wunsch zu dem verlornen Glüke:
So kehrt mein ernstes Lied zu Dir, o Tod! zurüke;
Zu euch, ihr Gräber, Freunde meiner Phantasie!
O, wie gedankenreich ist edler Seelen Kummer!
Wie hold der Traum! wie sanft der Schlummer
Tiefdenkender Melancholie!

Mein eignes Denken an den Tod und seinen Schauer,
Befördert meinen Tod und meiner Freunde Trauer,
Bald wird mein Aschenkrug die sanfte Pein
Mich still beklagender, mir holder Herzen seyn.
Doch, ach! wie lang soll noch die dunkle Wallfahrt währen?
Ach! hält den stärkern Geist der schwächre Körper fest?
Wie lang misgönnt mein Feind mir selbst die stillen Zähren,
Die manch berühmter Tod aus meinen Augen presst!

Sein Auge spielte noch: so spielt im sanften Thau
Der sanftre Frühlingsstrahl. Noch seh ich Seine Wangen
Gleich Rosen blühn, die noch in Eden aufgegangen,
Ach, daß ich sie auch schon so früh verwelken schau!
Ach, daß ein Aug erlescht, das Herzen zu sich riß!
Ach, auf solch schönen Tag folgt solche Finsternis!

Den Jammer seh ich noch, der, wo Ulrike gienge,
Ihr schwarz Gefolge war, und starrend Sie umfienge:
Gleich Nächten, welche sich um Orionen drehn:
O, mögten sie auch hier, so bald, wie dort, vergehn!

Mein Fürst erbleicht! Ihn sah ich und mein Hoffen,
Wie Er im Sarge lag, den Augen traurig offen:
O, welch ein Donner schlug die mütterliche Brust!
Welch eines Todes war die Schwester sich bewust!
Wie zitterte mein Herz, als ich vom Tod durchdrungen,
Ihm Seines Kindes Tod voll Ahndung vorgesungen!
O, wie gerührt war ich! es lächelte der Tod,
Der meinen Schmerz gehört und grössern mir gedroht.
Was sah ich nicht vor prächtige Vergänglichkeiten?
Den untergehnden Glanz; aufgehnde Dunkelheiten!

So konte der gerührte Borgia
Sein menschlichs Herze nicht verstellen,
Als er erstaunt, im Sarg der schönen Isabellen,
Des Todes Greuel und den Rest der Schönheit sah,
Die einst den stolzen Karl entzükte,
Und spahrsam noch aus Staub und Moder blikte:
Wie, wann durch dikster Nächte Dunkelheit,
Oft einsam noch ein Stern verlorne Strahlen streut.
In einem Aug, aus dem die Majestät geboht;
Auf Wangen, wo vordem der Keuschheit sanftes Roht,
Der Tugend winkend saß; in einer Brust voll Liebe,
Der Grosmut Thron, und dem Pallast erhabner Triebe:
Hier sah er überall Tod, Fäulnis, Ekel, Graus,
Und Moderwürmer sich um Ihre Wangen streiten,
Und stieß aus seiner Brust den Rest der Eitelkeiten
Mit einem Dir, o GOTT! geweihten Seufzer aus.

Welt, Lust und Schönen hold, dem Hof noch nicht entflohn,
Und noch geblendet von der Eitelkeiten Schimmer
Tritt Rance ohne Furcht in das ihm wehrte Zimmer
Der schönen, ach! zu sehr geliebten Montbazon.
O, hielte ihn nur jezt der Ahndung Arm zurük!
Unglüklicher! was sieht hier Dein erstaunter Blik?
O, welch ein lautes Ach! o, welche schnelle Thräne,
Bejammert Ihren Tod und misset Deine Schöne?
O, welch ein Vorwurf stellt sich Deinem Anblik dar?
Du siehst Gedärm und Blut wo eine Schönheit war.
Wer drükt die Regung aus, die der Verliebte fühlte,
Als er der ewgen Ohnmacht nah,
Wo des Zergliedrers Hand mit frecher Freiheit wühlte,
Der schönsten Augen Trümmern sah?
So sah er Sie, sein himmlisches Vergnügen,
Wie Sonnen, die verfinstert, vor sich liegen;
Ein Aug, das in sein Herz der Liebe Pfeile schoß,
Und, wann es lächelte, von Anmut überfloß!
Wie jammervoll dacht er an jenen Mund zurüke,
Dem selbst die Morgenröhte wich;
Und an so manchen Blik der feuervollen Blike,
Dem auch der prächtge Bliz nur unvollkommen glich!
Die Schwehrmut liesse sich auf seine Glieder,
Wie eine Wetterwolke, nieder;
Ein Schauer schwunge sich in seinen Geist,
Dem Schauer gleich, wann sich der Geist vom Leibe reißt.
So sah er Sie, die Schönste seiner Zeiten,
In Ihr den Tod, und in dem Tod die Ruh;
Entschloß sich schnell, und floh, des Hofes Eitelkeiten
Vorbey, der Trape Wüsten zu. *

* Siehe von diesen merkwürdigen Begebenheiten, mit mehrerm die ihrer Schönheit und Nuzbarkeit wegen beliebten, vermischten Abhandlungen und Anmerkungen u. s. w. S. 593.

Wie lang soll ich, o GOTT! mein Opfer Dir zu
bringen,
Mich erst durch einen Schwarm von Eitelkeiten dringen?
Und, o, welch eine schwehre Nacht
Drükt Seelen, die der Leib sich unterwürfig macht!
Versuchend regen sie ihr himmlisches Gefieder,
Ihr Mut erhebet sie; die Ohnmacht drükt sie nieder:
Wer stillt ein braussend Blut? Nichts hemmt der Triebe Lauf;
Und Wünsche dringen sich uns wider Willen auf.
O, waß ist doch ein Herz, wann es noch irrdisch ist?
Des Menschen Herz! Aus einer Quelle fließt
Sein Zittern und sein Mut; im Glük ist es ein Held;
Ein Flüchtling, wann die Noth sich ihm entgegen stellt:
Gleich einer Welle, die an einem Sturme fest,
Sich Himmeln naht und einen Abgrund hinterläßt,
Indem sie fällt.

Wie thöricht hat mein Wunsch sich hier ein Glük
gewählt!
Wo such ich Dich, o Trost! wann Sorgen ungezählt,
Gleich langen Reisen mich ermatten?
So sucht umsonst des Frühlings Sängerin,
Den ungetreuen, den unholden Gatten,
Im kühlen Labyrinth verschwiegner Schatten;
So flieht er sie; so sucht sie ihn!

Ein Glük, das unsre Wünsche nicht bewegen,
Das hold dem Ueberfluß, und feind dem Mangel ist:
Wie oft ein stiller Abendregen
Dem dürren Feld vorbey, in feuchte Tiefen fließt:
Dies ist das Glük der Welt! dies Glük regiert die Tage,
Die Weise fliehen sehn, und ist der Unschuld Klage.

GOTT! Deine rechte Hand voll, Güte sonder Schranken,
Streut Sterne durch die Nacht und mahlt Dein prächtigs Bild:
Wie, wann Dein Cherub mit unsterblichen Gedanken
Den grossen Umfang seiner Seeligkeit erfüllt.
Du bist es, der die Morgenröhte weket,
Und öfters donnernd sie im leisen Schlummer schreket;
Aus dessen sanftem Mund die Lebenswinde wehn;
Der Himmel von sich haucht, die wie ein Traum vergehn,
Wann es sein Zorn befiehlt; vor dessen ernstem Blike
Die Sonnen, stolz, wie eines Königs Glüke,
Als Funken seiner Allmacht übergehn.

O GOTT! wann Deine Hand Gestirne streut;
Die Morgenröht erwacht, wann es Dein Ruf gebeut;
Dein Mund das Leben giebt, und Himmel von sich hauchet;
Dein Zorn sie sterben heißt, so wie ein Traum verrauchet;
Und Sonnen Deiner Allmacht Blike,
Nur Funken und kaum sichtbar sind:
Warum verfolget uns partheyisch, flüchtig, blind,
Ein nur im Wechsel sich gefallend Glüke?

Denkst Du an uns, der Du so grosse Thaten thust,
Wann Du auf Triften, wie auf Himmeln, segnend ruhst?
O, Ja! Du denkst an uns; und in den sanften Fluren
Sehn wir auf Deiner Macht und Deiner Güte Spuren:
Die Welt, und was in ihr, zu künftgen Welten lebt,
Gleicht einem Himmel, dessen Heiterkeiten,
Noch hin und wider Dunkelheiten
Ihn zu verschönern, eingewebt.

O, wie vergeblich sind die Sorgen die uns quälen!
Dein Wille, GOTT! bleibt unsre Pflicht!
So wie wir uns nicht unsre Väter wählen:
So wählen wir auch unser Schiksal nicht.
Ja, Deiner Vorsicht sind wir mehr als eine Sonne,
Die ungerührt von ihrer eignen Wonne,
Sich, unbewust der Pracht, die sie umstrahlt,
Wie ein geblendter Sklav, im ewgen Kreisse drehet;
Ihr Bild nicht sieht, das sie auf Wasserwogen mahlt;
Und das Geboht nicht hört, worauf sie stille stehet.

Dritter Gesang.

Hier, wo ich mich noch oft tief in die Zukunft wage,
Die meine Hofnung traurig durchgedacht,
Schallt mein verlaßnes Lied und ungehörte Klage,
Durch die von mir bewohnte Nacht.

Noch fliesset durch die schlummerlosen Glieder
Des muntern Tags geschäftiges Gefühl;
Der Schuzgeist nächtlicher, einsamer Lieder,
Hört wachend mein geweihtes Saitenspiel.
Es schlägt die Mitternacht,
In der Lorenzo scherzt; Youngs hoher Kummer wacht;
Der ernste Dichter! dessen himmelvolle Klagen,
Die Nächte Albions auf stolzen Flügeln tragen;
Der wie ein Pelikan, vertieft in seinen Gram,
Zu seiner wunden Brust, die grosse Zuflucht nahm.

So mancher Freund erblaßt! und ich, zu sterben
Erwart ich ärmster noch ein allgemein Verderben?
Wann alles vor mir stirbt: bleib ich allein?
Mein und der Welten Grab, wird dies ein Grab nur seyn?
Erfodert wohl der Tod von einer Müke,
Daß eines Himmels Einfall sie erdrüke,
Und wann ihr kleiner Fittig lodert,
Wird einer Sonne Glut zu diesem Brand erfodert?
Was säum ich noch den Lauf, den ich vollenden soll,
Den kurzen Lauf, gelassen zu vollbringen?
Eröffnet sich der Abgrund wohl
Um einen Tropfen zu verschlingen?

Doch, wo ich geh, o Tod! geh ich auf deinen Wegen,
Wo keiner mich verführt, der Ewigkeit entgegen.
Jüngst, als mein Aug erwacht; was war sein erster Blik?
Ach! eine Leiche wars; vor welcher ich zurük
Tief in mein Herz entwich. Ein künftger Staub!
Zukünftger Wirbelwinde Raub!
Wie wir gleichgültig die gewohnten Sterne sehn,
Und wann Kometen sich in nahen Wirbeln drehn,
Alsdann erst nach den wundervollen Höhen
Mit aufmerksamen Bliken sehen:
Nur so gedenken wir, wann wehrter Freunde Tod,
Die harte Brust durchsticht, der allgemeinen Noht.

Ihr Gräber! die ihr stets den Sorgen offen seyd,
Den mir, wann alles flieht, nie ungetreuen Sorgen:
O, welch ein Schaz von Ruh und Zeit und Ewigkeit,
Liegt tief in eurem Schoos verborgen!
In allem seh ich Flucht, nur in dem Tod Bestand.
Ihr Gräber seyd allein des Weisen Vaterland!
Der Tod macht Weise, nicht das Schattenspiel der Welt.
Die einem Kerker gleicht, von aussen ein Pallast,
Wo ein Gefangener dem andern selbst zur Last,
Und wechselnd seine Plag, im Schmerz ihn unterhält;
Wo Weise sich nach ihrer Freiheit sehnen.
Wie wunderbar, wie flüchtig sind des Lebens Scenen,
Oft an der Nohtdurft arm, am Ueberflusse reich!
Die glüklichsten sind jenen Träumen gleich,
Die uns aus den geliebten Bliken
Die holde Gegenliebe prophezeyhn:
Zu flüchtig, wirklich zu beglüken,
Zu lebhaft, Träume nur zu seyn.

O, wie betrübt seh ich die Augenblike wandern!
Mit meinen Seufzern seh ich meine Stunden fliehn,
Und ein Gedank erscheint dem andern
Und fraget ihn: Wo sind sie hin?

Wo sind sie hin, ach! sie, die mich vergnüget?
Um die mein zärtlichs Herz, sie zählend, klagt;
Nach welchen, wann ihn Traum und Phantasie betrüget,
Mein tiefer Kummer oft noch hoffend fragt?

Schnell, wie in Wolken, die das Schwerd des Donners theilet,
Die Wunde, die es schlägt, von selbst sich wieder heilet:
So flieht die Zeit! umsonst, eilt der Gedank ihr nach:
So schnell entfliehet nicht ein unbedachtsam Ach
Des Jünglings Brust. So schnell rührt Ormus Perle nicht
Das Aug des Geizigen, aus dem der Wucher spricht.
Ja! sie sind hin die ewig wehrten Stunden!
Die Stunden meiner Ruh, die ich die schönsten pries!
Wie eine Frühlingsnacht sind sie verschwunden,
Wie eine Nacht, die Wunsch und Seufzer hinterließ!

Ach, alles stirbt! Gedanken selbst vergehen,
Gedanken! die wir niemahls wiedersehen.
Wo bist Du? o Vergangenheit!
Soll kein Erinnern Deine Nacht erhellen,
Und schlagen über dich bereits die schwarzen Wellen
Des Meeres der Vergessenheit?

Wie unverantwortlich verthut ein Thor die Zeit!
Kaum daß ihr flüchtger Anblik ihn ergezet;
Wie ohne Zwek ein Kind im Schachbrett Steine sezet:
So dient er ohne Zwek, in falscher Sicherheit
Der undankbaren Eitelkeit.

Traut nicht, o Sterbliche! den Lüsten, die euch winken,
Die Reue bleibt zurük, und sie vergehn:
So flieht der Bliz, und läßt, wann wir uns sicher dünken,
Thürm und Palläste brennend stehn.

Und, ach! in einem Herz voll Eitelkeiten,
Wo Triebe mit den Trieben streiten,
Ist der Gedank des Tods, das, was im Ocean
Ein Regentropfen ist.
O, wer ist, der an Dich, o Tod! gedenken kan,
Und nicht die Welt und ihren Tand vergißt?

Wie seelig der, durch den des Todes Warnung dringt!
Der aber, der die Zeit dem Geiz der Wollust schenket;
Und den Gedank erstikt, der Dich, o Tod! gedenket,
Gleicht einer Mutter, die ihr Kind dem Moloch bringt.

O, wie vergänglich ist der Menschen Freude?
Und ihre Pracht ist wie von einem Todenkleide,
Die fürchterliche Pracht!
Die Augenlust der künstlich hellen Nacht;
Das Blendwerk der erleuchteten Palläste,
Ist Todenfakeln gleich: Der Fürsten stolze Gäste,
Sind das Gefolg, vor dem die grosse Leiche geht;
Der Hof, der Strudel wo sich ihre Ruhe dreht.

In Augenblike seh ich Augenblike fliessen,
Und traurig, wie ein Tag den andern Tag verdringt:
Wie eine Eitelkeit die andere verschlingt:
Gleich Ströhmen, welche sich in andre Ströhme giessen.

Der Eitelkeit Gedank ist aus dem Tod entsprungen;
Nur er hat ihn zu erst in unsrer Brust erwekt:
So wurde nach und nach durch Erderschütterungen,
Durch Ueberschwemmungen, das erste Gold entdekt.
Indessen herrschet sie, freiwillig dienen Thoren;
Gezwungen ist der Weise unterthan;
Sie und die Sterblichkeit sind uns gleich angeboren,
Und keine fliehet, wer nicht beyde fliehen kan.

Könt ich in dieser Welt nur einen Ort
Von Eitelkeiten leer erbliken:
Wie unaussprechlich wäre mein Entzüken!
Wie schnell gieng nicht mein Lauf zu seiner Ferne fort!
Doch, ach! vergebens seh ich hin und her:
So wie der Reisende, von Mördern angegriffen,
Nach dem Erretter sieht; der Wandrer auf dem Meer
Im untergehnden Schiff nach andern Schiffen,
Und ihrer Hülfe sieht. Wohin mein Aug nur blikt,
Wird ihm das Bild des Eitlen eingedrükt.

Mein Dichten selbst ist Eitelkeit;
Ich sing der künftigen Vergangenheit
Ein Lied von meinem Gram. Auf meinen eignen Wegen
Geh ich, o Nachwelt! Dir in stillem Ernst entgegen.
Du selbst vergehst! o welche Eitelkeit!
Wird mich, nicht ungerührt, Dein künftger Kenner hören?

Das Land, das Milton hört, gönnt mir kein günstigs Ohr;
Versaillens Freuden wird mein Nachtgesang nicht stöhren;
Auch Tasso's Vaterland mir keinen Blik gewähren:
Getrost! mich höret Theodor.

Wie klein scheint alles mir,
Gleich Fernen, die dem Blik zulezt entgehen!
Selbst Enakiten scheinen mir Pygmäen:
Das Grosse seh ich nur o, Ewigkeit! in Dir.
Ich seh von Deinen Höhn, wo reinre Geister denken,
Der Menschen Schiksale sich schwehr herunter senken;
Nichts widersezt sich ihrem Lauf,
Und, Helden gleich, hält sie kein Wall von Leichen auf:
So wie dem Grossen Friederich,
Wie dem Unsterblichen, kein Sieg zurüke bleibet;
Wie Er ein Heer zerstreut, gleich Wolken, welche sich
Ein Sturm zusammen weht; dann prächtig vor sich treibet.

Hier liegt mein künftiger, mein ungewisser Tag:
So wie dort Phrygiens berühmter Knote lag.
Das künftge Jahrhundert liegt seinem Sturze nah;
Ein anders ist bereits, es zu ersezen, da:
Wie, wann ein Schneegebürg sich schwehr herunter wälzet,
Ihm gleich das zweyte folgt, mit dem das dritte schmelzet.

Wer zählt des Meeres Sand und unter tausenden,
Wird der verwirrte Blik das erste Sandkorn sehn?
Und werden wir dereinst im Meer der Ewigkeit
Die Kartenblättern gleich vermischte Zeit,
Von unsern guten und von unsern bösen Tagen,
Das Unterschiedne sehn und einen Ausspruch wagen?

Werd ich noch dort der Jugend trüben Morgen sehn,
Der, wie des Römers * Roß, voll Mut zum Abgrund eilet?
Wie früh seh ich ihn nicht, in Klagen eingetheilet,
Des Alters Pfad vorbey, des Todes Strasse gehn?
Und werd ich sie, auch dort noch unbereuet,
Die hier noch nie bereute, sanfte Stunde sehn,
Da ich o : : : : Dir den ersten Wunsch geweihet?
Wird sie zum zweytenmahl, mir dort, wie hier, vergehn?
Und werd ich dort die Nacht, die dunkle Nacht noch sehn,
Die meines **Fürsten** holde Jugend kürzte?
Wo meine Thräne floß, und von der Zukunft Höhn
Auf meine Seele sich ein kalter Schauer stürzte?
Seh ich noch dort des sanften Augenblikes Spur,
Da ich, **Holdseeligs Kind**! Dir meine Treue schwuhr?
Prinz, der Du unbewust des Falls, der uns erschüttert,
Unschuldig lächelnd sahst, wie wir vor ihm gezittert!
Du grünest Stauden gleich, im heilgen Libanon
Einst prächtge Cedern : : : : O! welch ernste Künftigkeiten
Verbirgt Dein sanfter Scherz? Dein Auge wandert schon
Im Väterlichen Feld
Der angeborenen Vollkommenheiten:
Ein Aug, in dem der künftge Held
In voller Rüstung strahlt, und im Entschluß, zu streiten,
Sich schon im Sieg gefällt.

Ach! soll mein Geist sich noch fern von der Stille sehn,
Und stets in einem Kreis trostloser Klagen drehn?
Der Sonne, die im West, der, die im Ost uns strahlet,
Und nicht nur in dem Meer, nein, auch im Thau sich mahlet;

* Curtius.

Wie traurend seh ich ihr, wie ohne Schlaf und Ruh,
Hier in dem Untergang; dort in dem Aufgang zu!
O, welche Zinse soll ich deinem Geiz entrichten,
Und wann ruh ich, o Zeit! von Sorgenlasten müd?
So manch Geschäft und die Erfüllung mancher Pflichten,
Stöhrt mein ach! nur zu oft, von Dir verlaßnes Lied.

Umsonst winkt mir die Gunst der Grossen und das Glük:
Der Circe sanfter Ton ruft nicht den Wunsch zurük,
Der nach den Gräbern geht. O, welche Dunkelheiten,
Umschweben Dich, o Tod! und doch bin ich Dein Freund?
Ja, ihr seyd mir verhaßt, ihr prächtgen Eitelkeiten!
So, wie die Höflichkeit von einem Feind;
So, wie die Thräne, die vom Aug des Heuchlers fließt,
Mir ekelhaft und unerträglich ist.
Wie haß ich jenen Sklav, an Wollustketten fest,
Der sich wie ein Kameel demütig niederleget,
Und von der Eitelkeit sich schwehr beladen läst,
Und mit Gedult und Schimpf die Zentnerbürden träget!

Doch vielleicht bin ich selbst der Kummer der mich quälet,
Und meinem Glük hat nur Zufriedenheit gefehlet?
Manch übereilter Wunsch hat mir vielleicht die Welt,
Und manch mislungner Zwek, ihr süssestes vergällt?
Des Lebens schönste Seit ist mir vielleicht verborgen,
Und tollkühn stürz ich mich in einen Schwarm von Sorgen:
Wie sich dort Decius in Tod und Feinde stürzt,
Und römscher Großmut voll, sein theures Leben kürzt?

Selbst in den Weisen herrscht nicht stets der innre Friede,
Und Weise werden auch des Himmels Schönheit müde:
Zu glüklich, wann die Furcht und Hofnung jener Welt,
Das Leben und den Tod im Gleichgewicht erhält.

Das Leben gleicht dem Strohm, der bald mit stillen Wellen
Den Durst des Meeres stillt, bald über das Gestad
Aufrührisch sich ergießt, und keinen sichern Pfad
Dem Pilgrim übrig läßt:
Doch, Du, nur Du allein, o Tod! Du stehest fest,
Und gleichst dem Damm, den wir dem Strohm entgegen
stellen.

Was seh ich durch die Spalten meiner Dunkelheit?
Was sieht mein Blik? sieht er in Dich, o Ewigkeit!
Wie wir durch Himmel, die geschwinder Blize
Geschärfter Fittig trennt:
Wie wir durch öder Mauren düstre Rize,
Wo die Geschichte noch zerstöhrte Schlösser nennt,
Ein dunkles Etwas, welches uns verwirrt, erbliken:
So sehn wir durch der Gräber Dunkelheit,
Durch Eitelkeit und Welt, in Dir, o Ewigkeit,
Die Freuden, die uns einst in Deinem Schoos entzüken!
Welch ängstlich freudig Herz erschüttert meine Brust?
O könnt es ihr entfliehn! wie jauchzet meine Lust!
Weit lauter, als die Lust des Fürsts der Höllen,
Da er in einem Schaum von seinen schwarzen Wellen
Das **Ungefähr der starken Geister** fund.

Mein Bau, o Ewigkeit! ruht stolz auf Deinem
Grund;
Ihn soll der Untergang der Welten nicht verheeren;
Zu seiner Quelle lauft kein Strohm zurük:
Und in ihr erstes Nichts wird keine Seele kehren;

Dort wird ihr Lauf so lang als wie ihr Glük,
Und beydes wird die Ewigkeit durchwähren.
O Sak, der Du so schön des Glaubens Grund vertheidigt,
Des Glaubens, der Dich einst mit Seeligkeit belohnt:
Sprich! welche GOTTHEIT ists, die Wir beleidigt,
Und welcher GOTTHEIT Huld, ist die, die Uns
verschont?

Die

Vorbericht

zu dem

Vierten Gesang.*

Ich habe die Gräber bereits in drey Gesängen betrachtet, und dafür gehalten, daß es vielleicht nicht unschiklich seyn möchte, den wenigen Bogen, welche von der Unsterblichkeit der Seele handeln, ein Gedicht gleichen Inhalts, als den vierten Gesang, anzuhängen. Es ist, wenn ich mich nicht irre, nicht genug, niemals an seiner Unsterblichkeit gezweifelt zu haben. Diese Wahrheit ist zu wichtig, um niemals in Zweifel gezogen zu werden. So viele Zweifel glüklich aufgelößt werden, so viele Gründe werden auch zu gleicher Zeit gefunden, womit diese göttliche Wahrheit bewiesen werden kann. So nimmt die äußerliche Ruhe und Sicherheit eines Staats mit jedem Siege zu, den man über die Feinde erhält, und ein Staat, der seine Feinde besiegt hat, ist sicherer, als ein Staat der von solchen noch niemals angegriffen worden. Zweifel werden oft auf eine solche sinnreiche und angenehme Art vorgetragen, daß sie mehr Eindruck machen, als oft eine trockene mathematische Demonstration zu machen vermag. So lange unsere Seele noch einen Körper und in der Gemeinschaft mit ihm noch Leidenschaften hat: so lange wird auch noch

* Zu besserem Verstand dieses Vorberichts finde zu erinnern nöhtig, daß dieser vierte Gesang dem II. Theil des Versuchs über die Seele als ein Anhang nebst diesem Vorberichte beygedrukt worden.

ein Vortrag, der die Leidenschaften erreget, selbst schwachen Gründen eine gewisse Stärke geben, und oft das helleste Licht eines strengen Beweises verdunkeln können. Es ist also die Arbeit eines Dichters nicht überflüßig, wenn er Wahrheiten nach seiner Art zu beweisen unternimmt, welche andere schon mathematisch erwiesen haben. Wird unser Verstand gezwungen, einer Wahrheit Beyfall zu geben; so ist dadurch noch nicht der Aufruhr des Herzens gedämpfet. Ein Dichter aber erweckt nicht nur das Nachdenken; sondern rühret auch das Herz. Ich weiß nicht, ob ich gegenwärtig selbst in dem Falle sey, von dem ich rede. Meine Absicht ist wenigstens keine andere, als diese, die Wahrheit der Unsterblichkeit unserer Seele auch poetisch gründlich auszuführen. In gegenwärtigem Gedicht mache ich hierzu den Anfang, und die weitere Ausführung verspreche ich in dem fünften Gesange. Ich hoffe übrigens keinen meiner Leser in einiger Ungewißheit zu lassen, am wenigsten aber denjenigen, welcher das Werk selbst, zu dem dieser Anhang gehöret, mit Aufmerksamkeit durchlesen. Ich verspreche mir auch noch einen andern Nutzen von meiner geringen Arbeit. Ich habe, wie ich hoffe, die Thorheiten, von welchen die wenigsten Menschen frey sind, mit lebhaften Farben geschildert, und die Vernunft bey ihrem Anblicke, gleich jenen Herolden ausrufen lassen: Pompe de Néant! O könnte ich mit Beystand des Horaz meinen Mitbürgern in dieser Welt begreiflicher machen, daß es Thorheit sey,

in einem Hause, welches den Einfall drohet, Anstalten zu einer ewigen Wohnung zu machen!

Tu secanda marmora
Locas sub ipsum funus, et sepulcri
Immemor, struis domos.

Wir können uns den Eitelkeiten nicht anders entreißen, als wenn wir ihr Spielwerk wie Hippomenes die goldnen Aepfel, wegwerfen, um unsere Flucht zu erleichtern *). Wer würde wohl Bedenken tragen, selbst eine Krone für die wahre Seelenruhe hin zu geben, wenn er einen wahren Begriff von ihr hätte? Können untergehende Gallionen den Geizigen nicht von der Vergänglichkeit aller Dinge überzeugen? Machen Ekel, Reue, Krankheit, Ueberdruß und die übrigen getreuen Gefährten der Wollust den Wollüstigen nicht klüger? Wird der Ehrgeizige nicht gerühret, wenn man ihm zurufft:

- - - Cernis hos tumulos ducum?
Et nuda totis ossa quae passim jacent
Inhumata campis? **)

Allein in der Welt, in welcher wir leben, scheint für die wahre Seelenruhe kein Raum übrig zu seyn. Sie muß also wohl in Dingen gesucht werden, die nicht für diese Welt gehören, und es muß ein Weg seyn, welcher uns in ein Land führet, wo der Unbestand keine Herr-

*) Obstupuit virgo, nitidique cupidine pomi
Declinat cursus aurumque volubile tollit.
OVID. *Metam.* X. 11. v. 107.

**) Troas. Act. IV. v. 891. sqq.

schaft hat. Wie vergnügt würde ich die vielleicht noch wenigen Tage meines Lebens zubringen, wenn ich alle Augenblicke diesen ernsten Betrachtungen heiligen könnte! Erreiche ich diesen Zweck nicht; so soll es doch ein Trost für mich seyn, wenn ich den Lesern meiner Kleinigkeiten manchesmal Anlaß zu solchen ernsthaften Gedanken geben sollte, welche ihnen beym Lesen deutscher Tibullen und Properzen schwerlich einfallen möchten. Ehe ich schliesse, muß ich noch meinen Leser sehr ernstlich bitten, meine Zweifel nicht für meine wahren Gesinnungen zu halten. Doch ich habe ohnehin keine Ursache zu fürchten, daß jemand so lieblos, ich will nicht sagen so boshaft, seyn werde, von meinen reinesten Absichten ein solches schwarzes Urtheil zu fällen.

Vierter

Vierter Gesang.

Wo bin ich? wekt mich schon mein ungestümer
Kummer?
Von welchem Traum bin ich erwacht?
Wo flog er hin, ach der unstäte Schlummer?
Traurige Nacht?
Ach, ewig scheint mir Deine schwarze Dauer!
O welch ein Traum! = = ich wach? und noch ist er mein Schauer?
O Zukunft! = = = welch ein Traum von dir?
O Tod erscheinest du mit so viel Schreken mir?

Ich fühlte unter mir die fliehnde Erde wanken?
Vom lezten Tag sah ich den blutgen Schein.
Welch eine Kluft sah ich? = = Erschrokene Gedanken!
O welch ein Wirbel schlung euch ein!
Wie? wird es dunkler? ach, von welchen Finsternissen
Wir meines Geistes Raum erfüllt!
Welch starker Arm hat mich mir selbst entrissen?
Hin in das traurigste Gefild,
Hin, wo des mächtgen Tods entzündte Lüfte sausen,
Wo der Vergessenheit einsame Wasser brausen,
Hin, wo der Höllenfluß aus tiefen Gräbern quillt?

Wie? hör ich nicht ein Murmeln? = = Wie im Grimme
Des drohnden Tods unlaute tiefe Stimme?
Gott! zwischen Seyn und Nichts, welch eine Kluft!
Und ach, in dieser Kluft soll meine Seele schweben?
Wenn du aus meiner Brust den Athem weggeruft,
Ach, giebst du meinem Geist auch denn ein andres Leben!
Ach, soll ich ewig seyn? ich ewig? Ach! ich Staub?
Ich, jedes Sturmes Ziel? ich, jedes Unfalls Raub?

Ach, soll ich ewig seyn, um ewig mich zu quälen?
Nur Unruh, oder Tod, sonst bleibt mir nichts zu wählen,
Und du, o Tod, bist du nicht meines Wesens Ziel?
Und dauret noch nach dir mein langes Trauerspiel?
Mein ewigs Trauerspiel? O höre meine Klagen,
O höre sie, verschwiegne Nacht!
Ihr Gräber, öffnet euch! laßt mich die Schatten fragen,
Ob Sterben glüklich macht!
Erscheinet mir, Bewohner öder Grüfte!
Besucht die längst von euch verlaßnen Lüfte,
Und einen Sterblichen, der euch, wenn alles flieht,
Mit unerschroknen Bliken sieht!
Ihr zaudert? ach, euch hat vielleicht ein ewger Schlummer
Vom Seyn und von dem Kummer,
Von Zeit und Ewigkeit,
In gleichem Augenblik befreyt.
Ach hätt ich euch zurük, ach, euch, verlebte Stunden,
Wo ich der Weisheit thöricht nachgedacht!
Wo ich die Ruh gesucht und nirgends sie gefunden!
Hätt ich euch jugendlich in Scherzen zugebracht!
Hätt ich ein reines Blut durch ein zu ernsthaft Denken
Nicht selbst vergiftet, und dem Kummer gleich gemacht;
Dem schwarzen Gram, in den sich meine Freuden senken;
In dessen Schlamm sie untergehn!
Ich könnte ruhiger, ich könnte sonder Klagen,
Den lezten Augenblik von wollustreichen Tagen,
Mit Lachen sterbend, kommen sehn!
Ich stürb den Geistern gleich, den großen Geistern gleich,
Die selbst der Götter mächtigs Reich

Verheert,

Verheert, und sie vom hohen Thron gestürzet,
Und, wenn ein Unfall kam,
Der Freuden Feind, dem Gram,
Mit ihrem Seyn zugleich den schweren Lauf gekürzet.

Ach, schnell wie ein Gespenst sind sie der Hand verschwunden,
Die kühn nach ihnen griff, des Lebens leichte Stunden!
Was quält ihr mich? verschmäht den kleinen Raum der Zeit,
Ihr Sorgen, groß genug für eine Ewigkeit!
Was säumst du, Unbestand? wirst du auf deinen Schwingen,
Die Ruhe, die du nahmst, mir einst nicht wieder bringen?
Bleibt mir mein Gram allein, und wechselt alles ab?
Ist nur für meinen Leib, und nicht für ihn ein Grab?
Betrüglich ist der Schluß, der aus dem Raum der Zeiten
Den Lauf von meinem Seyn führt in die Ewigkeiten,
Und meiner Tugend, hier im Leben unbelohnt,
Den Lohn vom Tod verspricht, der selbst den Geist nicht schont!
Des Lasters Leichenstein läßt noch die Nachwelt lesen:
Hier ruht das Laster sanft, und ist beglükt gewesen.

Wie elend wird der Mensch, der sich im Stolz verlohr?
Der Staub will ewig seyn? was hofft und baut der Thor?
Paläste für den Bliz, und für den Donner Thürme?
Weiß er, daß vor dem Tod auch Allmacht nicht beschirme?
O kleiner Unterschied, der uns von Würmern trennt!
Sie sterben unbeklagt; wir werden noch genennt.
Verächtlicher als Gras muß oft ein Held vergehen,
Und Götterasche sich in Luft und Wellen drehen.
Die Erde = = ach, verwünscht sey ihre Fruchtbarkeit!
Daß sie den Menschen zeugt, hat nur den Tod erfreut.

Die Opfer sind umsonst, die wir den Leichen bringen,
Und im erstarrten Blut war ihrer Seele Sitz;
Die Trauerlieder, die wir wehrten Schatten singen,
Der Gräber Pracht, zeugt von der Thoren Witz.
Ists wahr, was uns von finstern Höllenflüssen
Ein Wiegenlied, und das Geschwätz der Fabel lehrt?
Wann hat die Augen, die wir ewig dunkel schließen,
Ein Tag noch wieder aufgeklärt?

Wie lang verliert sich noch der Mensch in tiefen Sorgen,
Und opfert der Vergänglichkeit?
Auf gleichem Flügel gleicher Zeit
Flieht unsrer Jugend Gram, und ein Gewölk am Morgen.
Ach, alles was wir sehn,
Ach, alles ist nur Schein! ein Blendwerk unsrer Sinnen!
Was Weise thun; was Helden stolz beginnen,
Wird mit der Thoren Thun, der Sclaven Thun vergehn!
Wie wann in schnellen Feuersbrünsten
Hier ein Palast, dort eine Hütte glüht,
Und nur in einem Rauch der Rest von beyden flieht:
So mischet die Vergessenheit,
Die Feindinn von dem Unterscheid,
Die Dummheit mit dem Witz, Unwissenheit mit Künsten.

Nur Schattenbilder sinds, womit die Seele spielet,
Ihr schwaches Aug verträgt kein heller Licht.
Das Glück, das ihr gesehn, habt ihr es auch gefühlet?
Betrogne! Schatten fühlt man nicht.
Des Nachruhms ungehörter Schall,
O Held, ist der der Grund von deinem Streit und Fall?
Und suchst du deinen Tod auf ungebahnten Wegen?
Das Zauberwort des Ruhms, kann das den Sturm erregen,

Der tausend niederschlägt,
Und dann erst ruhend sich in Schooß der Grüfte legt?
Wir schweben dunkel in dem Land der Phantaseyen,
Wo man stets wünscht, und nie genießt,
Wo unser eignes Herz von Circens Zaubereyen
Die fürchterliche Werkstatt ist.
Ach, sind wir alle denn gleich sterblich, gleiche Thoren,
Und ewig einst, so bald des Schrekens Stimme ruft,
Im dunklen Labyrinth der Grufft,
Zum Staub verdammt, vergessen und verloren:
So sing auch künftig ich von Lieb und Wein,
Und meine Wissenschaft soll nur die Thorheit seyn
Und die Unwissenheit, des stolzen Hofmanns Zierde,
Belohnet mich vielleicht, dereinst mit höhrer Würde,
Mit unverdientem zwar, doch größerm Glük,
Die Reüe rufft dich noch: komm, erste Zeit zurük,
Und sey der Lust geweiht, vor der ein Weiser fliehet,
Weil er, Minervens Vogel gleich,
Nur in der Nacht, und nicht am Tage siehet;
O komm! und mache mich den andern Thoren gleich.
Doch wenn so oft auf mich ein Strohm von Unglük rauschet,
Und keine Stunde Ruh, von Neidern unbelauschet,
Mich noch verlassen hat:
Wann das Geschik mir stets versagte, was ich baht,
Wann mich im kurzen Schlaf der Sorgen Stürme stören,
Und dann ich gänzlich aufzuhören,
Bestimmet und verwünschet bin:
Wo find ich wahre Lust? wo flieht mein Kummer hin?
Mir ekelt vor dem Ruhm; mir ekelt vor dem Lärmen;
Mir ekelt vor der Einsamkeit.
Ich lache, wenn die Thoren trunken schwärmen,
Und lächerlich scheint mir des Weisen Nüchternheit.

Ja, wenn wir nie das Land, von dem wir träumen, sehen,
Und in dem Meer des Nichts auch Seelen untergehen:
Unwürdig eines Gotts, des Zufalls würdiger,
Bist du, o Welt für mich kein ernster Anblik mehr!
Gleichgültiger, als ich, von Kindern aufgebauet,
Oft einem Kartenhaus halb lächelnd zugeschauet,
Und Stunden, die beym Tanz in wilder Nacht vergehn,
Und manchem Possenspiel der Bühne zugesehn:
Will ich mein Leben sehn, mit meinen Sorgen fliehen!
Kein Glük soll meinen Wunsch; mein Wunsch kein Glük bemühen!
Vom lezten Rudersclav bis auf den ersten Held,
Bleibt alles mir verhaßt, bleibt alles mir vergällt.

Wo bin ich? ach, in welche Welt
Hat mich, Verborgener! dein mächtger Schluß gestellt?
Ich hab den Tag gesehn, an dem die Bosheit siegte,
Und ohne Schuz die Unschuld war.
An dem das Laster sich im Schooß des Glüks vergnügte;
Vor ihm vorbey gieng die Gefahr.
Und keine Strafe kömmt in einem andern Leben?
Und keine Zukunft soll den Lohn der Tugend geben?
O GOtt, in welche Welt,
In welcher Dinge Reih hat mich dein Wink gestellt?
Wo, irrend in noch unbestimmten Schranken,
Die Fäden zweiflender Gedanken,
Die mir die Schwermuth eingeflößt,
Und, wann der Tag sie scheucht, die Nächte wiederbringen,
Sich oft in einen Knoten schlingen,
Den nur der Tod, mein ewger Tod, einst löst!
O welche Welt,
Die dich, Allweisester, für ihren Schöpfer hält?

Ich such Vernünftige, die dir freywillig dienen:
Was find ich? Himmel, ach, anbethende Maschinen!
Welch Aberglaube täuscht uns unterm Schein,
Von deinem Dienst, o GOtt, die Wissenschaft zu seyn!
O Sterbliche! ihr geht in ewgen Finsternissen,
Wo euch ein Strahl nur führt; das warnende Gewissen;
Doch dieser Strahl, dem oft das Laster scheu entwich:
In wie viel Farben theilt er sich?
Nur ein Gewissen heißt den Königsmord begehen,
Und den, als Märtyrer auf glühndem Holze stehen.
Gewohnheit lenkt das Vieh, die Menschen Vorurtheil.
Ach, bin ich denn allein für diese Welt gebohren?
Im ewigen Gedräng von Bosheit und von Thoren?
Dem Ganges ist das Blut; das Recht der Tiber feil,
Und von der Tugend bleibt einst kaum der Name mehr,
Und alles, alles, ach! beweist ein Ungefähr!
Ein Ungefähr? ich zittre = = welch ein Schauer!
Mich deucht, ich seh selbst die Natur in Trauer,
Daß ein Gedank entstanden ist,
Der den, der sie erschuff, in dem sie schwebt, vermißt,
Wo er allgegenwärtig ist!

O Nacht! o Quelle meiner Trauerlieder!
Schlaflosigkeit! wie viel hab ich gedacht,
So oft du mir erschienst! du aber, bange Nacht,
Wie lange dekt mich noch dein zauderndes Gefieder!
Wie lange seufz ich noch, verworren, ungewiß,
Noch blinder, als die blinde Finsterniß?
Ach, Vorurtheil, du bist schon unsrer zärtsten Jahre
Allmächtiger Tyrann!
Ach du begleitest uns bis zu der Todtenbahre!
Nun, frey von dir, seh ich, daß ich nichts hoffen kann,

Daß mit dem Athem auch der Geist vergeht,
Daß ihn mit unsrem Staub ein Wirbelwind verweht!
Ach, was der größte Geist von sich noch übrig läßt,
Vom Leibniz, welch ein Geist! ein Geist fast ohne Schranken,
Von Newtons göttlichen Gedanken,
Was bleibt uns? ach, der Aschen dunkler Rest!
Der Aschen, künftger Würmer Saamen!
Und noch ein schwacher Schall von ehmals lauten Namen!

So wirst auch du mir noch, mein lezter Trost, geraubt!
So hab ich dich umsonst, Unsterblichkeit, geglaubt!
Ich war? ich bin nicht mehr? ich werde niemals wieder?
Ein schwarzer Schreken fließt durch die erstorbnen Glieder.
Ach, warum trozt ich oft, umringet von Gefahr,
Auf eine Künftigkeit, die schon vergangen war?
Ach, warum hoff ich noch, wenn Sorgen um mich schweben,
In diesem Todtenthal ein auferstehend Leben?
Wer leuchtet mir in dieser Dunkelheit?
Wo ist der Richter, der den großen Streit entscheidt,
Und o, wie ungewiß sind sterbliche Gedanken!

Ein Zweifel macht den Schluß des tiefsten Weisen wanken.
Das Merkmaal sucht er noch, wie man das Wahre kennt,
Und zittert, wann man ihm der Zweifler Vater nennt,
Des Anaxarchs berühmten Schüler nennt.
Der urtheilt, schließt und irrt nach strengen Schulgesezen,
Und der bleibt ungewiß, aus Furcht, sie zu verlezen.
Der glaubet, weil mit ihm die gleich getäuschte Welt
Aus gleichem Vorurtheil ein gleiches Urtheil fällt.
Der Lehrer Mund bestimmt schon unsre künftgen Schlüsse,
Und ihre Nächte sind auch unsre Finsternisse.

Wir sehn mit ihrem Aug, das öfters selber blind,
Und sehn die Dinge nie, so, wie sie wirklich sind.
Gleich einem Schiffer, der an Klippen hangen blieben,
Wohin ihn See und Sturm, und nicht sein Zwek getrieben,
Klebt unser junger Wahn an ihrem Irrthum fest,
Den mit der Jugend oft das Alter kaum verläßt.

Ja, die Vernunft hat mir zu sehr geheuchelt;
Die Wissenschaft hat mir zu viel geschmeichelt;
Die Wahrheit find ich nicht, die ich gesucht!
Und größre Zweifel sind des Demonstrirens Frucht.
O Einfalt und Natur! Du hast oft überwunden,
Wo Kunst und Wissenschaft das Mittel schwer gefunden!
Dort, glüklicher als ich, in einem Haus von Laub,
Wohnt ohne Wiz ein Hirt, und glaubet, was ich glaub.
Um seine Ruh hat ihn kein Zweifel noch betrogen,
In sein einfältigs Herz ist noch kein Wahn gezogen!
Wenn Pascal selber sich des Geistes Stärke raubt,
Und an des heilgen Dorns verlogne Wunder glaubt.
O Wahrheit, möchtest du nur einen Strahl mir schenken,
Von deinem überirdschen Licht!
Gelassen will ich überdenken,
Warum es mir an Ruh; an Zweifeln nie gebricht.
Ich habe mich in einen Wald verirret,
Wo eine ewge Nacht des Wandrers Aug verwirret,
Und ungewiß die dunkeln Tritte macht!
Ich gieng, wo Pyrrho gieng, den, oft dem Abgrund nahe,
Sein treuer Schüler hielt, und vor dem Fall bewacht *);
Der, wo die Sonne schien, die allerdikste Nacht
Durchs falsche Glas des Zweifels sahe.

*) Daß andere eine solche vollkommne Gleichgültigkeit oder fast unnatürliche Zerstreuung der Gedanken mit deren Begriffe, welchen sie sich von dem Pyrrho machen, nicht zu vereinigen wissen, beruhet auf Gründen, die ich hier zu untersuchen für überflüßig halte.

O könnt ich fliehn, wo man nicht eine Stimme hört,
Wo Luft und Blätter schweigen,
Und die Gedanken, wann sie aufwärts steigen,
In ihrem Sonnenflug nichts stört!
Wo auch kein Bach, der traurig murmelnd fließt,
Die Nahrung neuer Klagen ist,
Und, wo befreyet von des Tages Lärmen,
Auch nicht der Nächte Schreken schwärmen,
Wo die Gelassenheit,
Von dir, o ernste Ewigkeit,
Ein Lied in stiller Andacht höret!
Wo mich, o Allerheiligster,
Die Wunder deiner Macht, und deiner Weisheit Ehr
Auch bloß ein stummer Anblik lehret.
O heilge Einsamkeit! gewähre mir
Gedanken von Unsterblichkeit und dir!

Woher entstehen sie, die Zweifel, die uns quälen?
Ja solche Zweifel sind nur Zweifel ewger Seelen!
Ein mächtiges Gefühl; wer kann ihm widerstehn?
Der Thor nennts Vorurtheil; der Weise das Gewissen,
Zwingt uns ein helles Licht zu sehn,
Das Blinde thöricht schmähn, und doch sich wünschen müssen.
Auf! wagt in euren Geist nur einen tiefern Blik!
Wie viel Gedanken sind nicht stets in ihm zurük,
Und warum sollen sie hier nicht entwikelt werden,
Sind sie nur für den Raum von dieser kleinen Erden?
Je mehr ich forsch, je weiter muß ich gehn;
Je mehr ich seh, je mehr verlang ich auch zu sehn.

In unsres Geistes uns noch unbekannten Schranken,
In seiner Tiefe, die nur der ihn schuff, ergründt,
Sind Millionen dunkeler Gedanken,
Die für die Ewigkeit nur sind:
Gleich Saamen, welche Stürme weit verwehen,
In einem andern Land bestimmet aufzugehen.
Ich denke, bis mein Geist, der keine Ruhe hat,
Fast still zu stehn beginnt, vom schweren Denken matt,
Und doch wird mir stets etwas übrig bleiben,
Und niemals hab ich ausgedacht.
Gedanken, die einander treiben,
Wie ein Gewölk das andre flüchtig macht,
Die tragen mich mit schnellem Flügel
Auf schrekenvolle Höhn,
Auf andrer Welten höhre Hügel,
Wo größre Welsen nach erhabnern Sternen sehn:
Wo fremde Sonnen, die der Sonne Glanz verdunkeln,
Vor der ein Mohr anbethend niederfällt,
In den Pallästen reinrer Himmel funkeln,
Und Strahlen streun auf eine beßre Welt.
Und ein Gedanke, welcher neue Erden,
Eh Behaim sie entdekt, vorher gesehn:
Soll dessen Lauf vom Tod gehemmet werden?
Soll er vergessen untergehn?
Und sollen wir umsonst von ungemeßnen Räumen,
Wo unsre Erde sich verliert,
Wohin uns einst der Kahn des Todes führt,
Ach, sollen wir umsonst von einer Zukunft träumen?
Nein, diese Träume sind für jene kurze Nacht,
Vor deren Ende uns so bang,
So bange wird! die uns oft so viel Unruh macht,
Sie sind für sie zu prächtig und zu lang.

Ist unser Geist ein Schiff, von reichen Lasten schwer,
Das nie in Hafen kommt, der ihm von ferne winket,
Und nur beladen für das Meer,
In seinen Abgrund untersinket?
Ach, nirgends seh ich ja, mein höchstes Gut, die Ruh;
Ich seh dem Lauf der Welt, wie einem Sturme, zu,
Der Masten in der Sterne Gegend führet,
Und sich so unsichtbar, als wie er kam, verlieret.
In dieser Welt soll ich mein gänzlichs Ende sehn?
Nein, heute noch kann sie vergehn:
Zu gleichem Fall ist nicht mein Geist erkohren.
Gedanken von der Ewigkeit,
Beweist, daß ich nicht nur für diese Zeit,
Für eine Zukunft auch gebohren.
Beweist, daß ihr vergeblich würdet seyn,
Dächt ich für diese Welt allein!
Ihr wäret Blumen gleich, die wir nur schauen sollen,
Allein umsonst genießen wollen.
Wer glaubt vom Wurme, dessen träumend Seyn
In eines Tages Kreis die Vorsicht eingeschränket,
Daß er, flieht nach und nach des Tages kurzer Schein,
Auf Ewigkeiten hofft? an künftge Tage denket.
Ach, soll dann unser Staub des Geists, der ihn gelenket.
Und der betrognen Hofnung leztes Denkmahl seyn?
Fällt hinter uns die Thür des Grabes ewig zu?
Ist dort für uns kein Glük; hier keine Ruh?

Was sind die Güter, welche Thoren lüstern machen?
Gemalte Trauben, die die Vögel an sich ziehn;
Von welchen sie betrogen fliehn.
Getrost! Wir werden all an einem Tag erwachen,
Von einem Traum, von einer Nacht:
Der heute fällt und den der Morgen fallen macht,

Der in dem Elend, der im Rosenbett des Glükes,
Sind in der Ewigkeit nur eines Augenblikes
Vergangene Geschicht.
Entlegner Triften Furcht; das Schreken öder Wälder,
Des Helden Ehrgeiz irrt, und sucht Pharsalsche Felder;
Er findet sie und Ruhm und Blut.
Der Tyrer bricht durchs Meer; des Schiffes Flügel rauschen,
Für Thorheit Thorheit einzutauschen,
Und beyde finden nicht der Ruhe höchstes Gut.
Kommt, Thoren zu der Gruft! sprecht, ob ihr sie noch findt,
Die Wollust, die im Arm des Glükes lage,
Und deren schönste Frühlingstage
Nie sicher vor dem Donner sind.
Ach, Eitelkeit nur ists, was ich in ihr erblike!
Sie gleicht dem Blize, der in gleichem Augenblike
Das Aug' ergezet und versehrt.
Es dekt ihr Rosenbusch Gefahr und Schlangen,
Die sie uns nach dem Biß erst zeigt.
Wie treulos ist sie nicht? Wann sie am höchsten steigt,
So ist sie schon vergangen.

Ihr Gräber thut euch auf! zeigt mir die Seltenheiten,
Den Schaz, den geizig ihr in euch verschließt!
In euch verlohr sich schon ein Lauf von Künftigkeiten,
Der möglich war, und nicht mehr möglich ist.
Erweitert eures Reiches dunkle Schranken!
Sie sind zu eng für Welten von Gedanken,
Die künftig in euch untergehn,
Und wieder künftig auferstehn!
Hier kann man bey unausgedachten Siegen,
Zerstörte Carnavals, zerstreute Karten liegen,

Und schlummernd in den Armen einer Nacht,
Noch unvollkommen, noch unausgedacht,
Erhabene Theodiceen,
Und ungesungne Opern sehen.
Welch eine Deke fällt von meinen Augen ab?
Nun kenn ich erst den Weg, der von der Wieg ins Grab,
Und von den Gräbern in die Ewigkeiten führet.
Bewundert seinen labyrinthschen Lauf,
Ihr, die ihr forschend euch in ihm verlieret!
Hier hört der Strom der Zeit zu rauschen auf;
Hier wird vom Weltgetöß ein Athem kaum gespüret!
Die Weisheit hemmet hier zukünftger Dinge Lauf,
Die nicht zu dem Entwurf der besten Welt gehören:
Läßt Archimedens Zirkel stören,
Stürzt Cäsars Stundenglas, weil ihm kein Sieg mislung,
Und so blieb unvollendt der Welt Eroberung.
Ihr Gräber, die ihr voll Verschwiegenheit
Der ewgen Weisheit Werkstatt seyd!
Ach, laßt mich tiefer in euch bliken!
Wo ist sie nun, des Thoren wilde Lust?
Ach, warum rief ich sie zurük in meine Brust?
Der Anblik eines Grabs kann mich weit mehr entzüken.
Ein Gram, in dem vielleicht mein künftigs Wohl
Schon keimt; ein Gram, der mich nur weiser machen soll,
Konnt er in meinr Brust, aufrührisch und verwegen,
Der drohnden Zweifel Sturm, der Wünsche Krieg erregen?
Hier such ich ja umsonst die wahre Seelenruh,
Und auf mich stürmt ein Heer von Leidenschaften zu,
Und warum gab sie mir, die ewig weise Liebe,
Als für die Ewigkeit die ungenießnen Triebe?

So manche mögliche Veränderung der Welt?
Soll sie umsonst in öder Gruft verwesen?
Und wann ein Held, noch eh er sieget, fällt,
War dieser große Geist allein zum Tod erlesen?
Nur für der fliehnden Zeiten Raub?
Für die Vergessenheit? zum Moder, für den Staub?
O fliehet nur, ihr Sterne mit den Schatten,
Die mich umringet und umfinstert hatten!
Mein Geist, der heller strahlt, wird niemals untergehn,
Und euer Licht erlöschen sehn.
So wie man unter stolzen Pyramiden,
Die Memphis Sclaven aufgebaut,
Wann Zeit und Schiksal ihren Fall entschieden,
Noch unverweste Leichen schaut:
So werden einstens noch im Rest verrauchter Erden,
Die Seelen unversehrt gefunden werden.

Ihr Seufzer, wann vor mir im höhern Trauerspiel
Roms Weiser euch verschwendt, und traurend sich gefiel:
Wann Young in stiller Nacht euch einsam zu sich winket,
Und tief in seinem Gram, als in ein Meer versinket;
O so kommt auch zu mir! mein Lied sey nur von euch,
Und meine Traurigkeit sey mir ein Königreich!
Durch sie beherrsch ich mich, und seh die Eitelkeiten
Stolz, wie ein Ottomann der Sclaven Demuth an:
Erhaben übern Kreis der flüchtgen Zeiten,
Stolz, daß im Meer der Ewigkeiten
Ich keinen Schiffbruch leiden kann!

Dort wird mein Traum erfüllt, von Geistern und von Welten,
Dort, wo kein Schlummer mehr, doch ewig Ruhe ist;
Wo nicht der Eitelkeit verrufne Münzen gelten;
Wo du, o Wahrheit, unsre Sonne bist;
Wo keine Wolken mehr sich um dich schlingen!
Da, wo die Flügel einer andern Zeit,
Mit leichterer Geschwindigkeit
Und ohne Nacht uns Tage wiederbringen.
Dort fangen wir zuerst das wahre Leben an,
Und unsre Scenen wird kein Zwischenfall verwirren:
Dort werden wir nicht mehr von Wissenschaft zu Wahn,
Von Furcht zu Hoffnung, und von Wunsch zu Klagen irren!
Hier ist ein Schritt nur von der Lust zur Reu;
Dort gehen wir, auf schon gebahnten Wegen,
In das Unendliche, stets größerm Glük entgegen,
Und Frömmigkeit wohnt dort fern von der Heucheley!
Hier messen wir ein blutges Land nach Meilen,
Wann dort in Welten sich die reichern Geister theilen!
In welcher Gegend irrt mein Blik?
Wer wünscht sich wohl den schweren Traum zurük,
Den thöricht wir das Leben nennen?
O Ewigkeit!
Abgründe! sink ich schon? will sich mein Geist schon trennen?
Und seh ich schon von meiner Sterbenszeit
Den lezten Augenblik die schwarzen Flügel rühren?
Abgründe! soll ich mich in euch verlieren?
Dort seh ich Licht, und hier die tiefste Dunkelheit!
O Ewigkeit!

Fünfter Gesang.

Wo sind wir? welche Nacht! hier, Damon, laß uns
klagen!
Hier wollen wir Nacht, Furcht und Schatten fragen,
Was unser künftigs Schiksal sey!
Getröst, wir lassen nicht die feste Hofnung wanken!
Wie süß ist ihre Schmeicheley!
Wie schmeichelt sie den traurigen Gedanken,
Daß die Unsterblichkeit ihr edler Ursprung sey!
Hier steh ich still. Hier seh ich meiner fliehnden Ruh,
Der Beute manches neuen Kummers,
Fern von dem Traumgefild des Schlummers,
Wie einem Flüchtling, den der Feind verfolget, zu.
GOtt, welch ein Unbestand! so mancher Freunde Tod
Der gegenwärtge Gram, die künftig größre Noht,
Ach, alles stellt sich jezt auf einmahl meinem Blike,
Auf einmahl, schwarz und schröklich dar:
Was sonst noch mein Vergnügen war,
Ist nun mein Schmerz, und O, welch klägliches Geschicke
Führt mich dahin, wo meiner Freundin Bahr
Das Opfer sanfter Trauerlieder
Von andern Bahren unterscheidt:
Doch Sie ist hin! Ich seh Sie niemahls wieder!
O Wechsel! o Vergänglichkeit!
So flüchtig ist die Welt! So eitel sind die Sachen,
Die uns so grosse Sorgen machen!
Es droht ein Tag, da alles stürzen muß,
Was hoch und groß, und stolz und glänzend heisset!
Ein Tag, und ach, ein Tag, wo ein machtvoller Schluß,
Wie Stürme Cedern thun, selbst Welten niederreisset!

Ich flieh zum Ort, wo ich mich einsam quäle,
Und höre Dir, o Philomele, zu;
Wo aber irrst du nun, verlaßne Philomele?
Auf welchem Zweig hoffst du auf deine Ruh?
O singe mir von deinen Schmerzen
Das kläglichste im Ton, der Fels und Ufer rührt,
Mein lauschend Ohr ergezt, und sich in meinem Herzen
Nicht ohne tiefe Spur verliehrt!
Ein Ton, ja nur ein Ton von deinem Ungemach
Verwandelt sich in mir in traurig stille Triebe,
In Wehmut, Zärtlichkeit, in Mitleid und in Liebe,
Und in der Traurigkeit ahm ich allein dir nach.
O misch auch dankbar mich mit in dein Klaggetöne,
Und sprich mir nach: „ Sie ist nicht mehr!
„ Sie ist nicht mehr, die holde Olorene.
„ Sie flieht von Uns, ach, ohne Widerkehr!
„ Die würdigste der tiefsten Trauertöne!
„ Sie ist nicht mehr, die holde Olorene!
„ Ach, Olorene ist nicht mehr!
O spreche sie, die sanften Worte,
So sanft, wie sonst dein Kummer singt!
Im Ton, der bis zum ernsten Orte,
In das verklährte Herz von meiner Freundin dringt!

Sie war auf dieser Zauberbühne,
Wie jener Stern, der nur den Weisen schiene,
Und Thor und Pöbel sahn Sie nicht:
Der Menschen Weisheit ist ihr, wie ein Licht,
Das in der Mitternacht lieblosen Stunden,
Nah an der dunklen Erde schwebt,
Und Schäze zeigt, wornach der Geiz betrogen gräbt;
Wie solch ein Licht ist Sie nun ewig ihr verschwunden!

Wie

Sechster Gesang *,

SENECA.

Cernis hos tumulos ducum
Et nuda totis ossa, quae passim iacens
Inhumata campis?

1755 --- 1759.

Verhüllt in mich, ein Räthsel mir und andern,
Seh ich die ernsten Stunden wandern,
Die Stunden öder Mitternacht.
Gespenstern gleich seh ich Gedanken einsam schweben,
Die Tag, Geschäft, Zerstreuung umgebracht;
Wie Seelen nach dem Tod sind sie im andern Leben:
Ihr Himmelreich ist Einsamkeit und Nacht.
Ich denke fort, und scheue keine Grenzen;
Mich blendet nicht der Sterne Glänzen;
Es ist was göttlichers als sie.
Ich weiß nicht, sind es Götter, die dort wohnen;
Noch welch erhabner Zwek aus diesen Fernen strahlt;
Noch ob die Tugend dort, mit Sceptern und mit Kronen
Das Blut der Märtyrer bezahlt.

* Dem Schiksal, welches dem Verfasser im Jahr 1755 begegnet, ist es zuzuschreiben, daß der fünfte Gesang nicht ergänzet werden können. So weit war er damals schon gedrukt; der Rest der Handschrift aber ist nebst andern Papieren verlohren gegangen. Der Weiser des vorigen Blats auf dieses ist also in Sechster zu verändern.

Ich kenne kaum die Dinge, die ich sehe,
Und steh am Rand des Meers, wo ich einst untergehe;
Doch weiß ich, daß von mir ein Zwek noch übrig ist;
Der unerfüllet bleibt, wann sich mein Auge schließt,
Wann ich den Himmel nicht mehr schaue,
Wann von der Welt gewölbtem Baue
Das schon gebrochne Aug nur ein Gewölke sieht,
Das ihm vorbey und mit ihm alles flieht.
Schufst du uns, GOTT! (verzeih die frechen Fragen!),
Dich anzubeten, oder anzuklagen?
War unser sterbend Seyn des Worts der Allmacht wehrt?
War es der Weisheit wehrt, die uns erlesen?
Von jedem Augenblik wird unser Tod begehrt;
Im zweyten war ich schon nicht mehr, der ich gewesen,
Der Kindheit hundertster glich einem ganzen Jahr;
Von tausenden, die längst vergessen,
Ist einer schon genug, mein ganzes Seyn zu messen;
Im lezten werd ich seyn, was ich im ersten war,
Und beyde sind, und Wieg und Grab vereinet.
Wir blühen und verblühn, eh Tag und Licht erscheinet,
Wie jener Baum in seiner Blüten Pracht.
Nur eine traurige, nur eine dunkle Nacht
Des Menschen Rolle spielt, und eh Aurore wacht,
Ist schon sein Trauerspiel vollbracht.

Wo sind sie . . . Sprecht, erschrokne Zonen!
Zerstörter Völker Millionen!
Wo sind sie? Sie erscheinen kaum
Noch als ein weisser Wellenschaum,
Im dunklen Abgrund der Vergänglichkeiten.

Carthago liegt . . . Rom sieht mit siegerischen Freuden
Den Adler und das Glük in gleich erhöhtem Flug,
Und heiligt die von marmornen Gebäuden
Verlaßne Stätte mit dem Pflug.
O Eitelkeit der Eitelkeiten!
Auch Rom, die Stolze, fiel!
Das Schiksal schaut herab mit stets gespannten Saiten,
Und nie verfehlt sein Pfeil das Ziel.
Wir sind im Meere der Begebenheiten,
Wie eine Feder ist, der Wellen Spott und Spiel!
Was fiel, als Cäsar lag? als Rom mit Brutus fiel?
Ein Sandkorn in der Uhr der Zeiten.
Und unsre Erde selbst, der Grund, auf dem wir stehn,
Mit welchem wir uns täglich drehn,
Steht dieser dann so fest, und ist es nicht geschehn,
Daß, Sterbliche, selbst eurer Kriege Bühnen,
Die Felder, wo die Lorbeern grünen,
Mit Helden, Sieg und Lorbeern untergehn?

Ihr Völker kniet, ehrt GOTT in seinen Wettern!
Er spricht Worte, die zerschmettern,
Und seine Hand wirft einen Ocean
Auf Länder, die er untertauchet.
Er bläßt in Thulens Schoos das ewge Feuer an,
Das unter Eis und Schnee bis zu den Wolken rauchet.
Der erste Nord, von ihm kaum losgelassen,
Tobt brüllend um sich her, stürzt Fels auf Felsen um:
Die Meere fiengen an, das feste Land zu hassen,
Und raubten Inseln, nun ihr Eigenthum.
Doch wie oft zittern noch der Erde Vesten
Vor seiner Allmacht ernsten Bliz!

Manch weites Land ist längst der Wellen Grund und Siz:
An ehmals Thürmen und Palästen,
Versenket nun im blauen Ocean,
Hängt sich ein Muschelheer, gleich als an Felsen, an.
O reich an Scenen und Veränderungen
Warst du, o Welt, schon jung des Schiksals Trauerspiel!
Noch hattest du dem Nichts dich glüklich kaum entschwungen,
Als schon · · · o welch ein kurzes Ziel!
Durch gräßliche Erschütterungen
Deine stärksten Adern sprungen,
Tausend Fluten dich durchdrungen,
Und in sich selbst dein Bau, noch unvollführt, zerfiel!
Er wurde hergestellt · · · Doch was hat er erfahren
In der Unfürdenklichkeit
Der tausenden verfloßner Jahren!
In seeliger Unwissenheit
Pflügt jezt der Landmann dort, wo Schiff nnd Wellen waren:
Auf jenem Berge kan man noch den Anker sehn,
Den jenes Schiff verlohr · · · Es solte untergehn.

Welch Palinur war es, der dieses Schiff regierte?
Wars Ehre, war es Geiz, der diese Kühnen führte?
Was haben sie in ihrem Lauf entdekt?
Und welch Orkan hat ihre Kunst bestritten?
Welch Volk von nun mit ihm urlang zerstörten Sitten
Hat einst ihr Uberfall erschrekt?
Hier, wo jezt Fluren blühn, und dunkle Haynen grünen,
Hier schwebten sorgenlos mitleidige Delphinen;
Und manches Wilden Kahn verlohre sich vielleicht,
Wo die goldfarbne Saat die Sense nun durchstreicht:
Hier schwamm der Wallfisch; ihm vorher angstvolle Schaaren
Von Fischen, welche kleiner waren:

Hier, wo der Wallfisch schwomm, herrscht nun ein Held . . .
Doch ach!
Im Laufe seiner Götterthaten,
(Sprich du, sein armes Volk! sprecht überwundne Staaten!)
Ahmt er dem Wallfisch glüklich nach.
Wo ist der Zwek von seinen grossen Sorgen?
Will er vom Nachruhm längres Leben borgen?
Die Welt, die er verheert, soll sie ihm dankbar seyn,
Und unwürdig, von ihm der Aschen Rest zu fassen,
Da, wo er Wüsten hinterlassen,
Ihm Tempel und Altäre weihn?

Des Menschen Thun! Was sind ich zu betrachten?
Wer es kennt, wird es verachten.
Welch ein Räthsel ist die Welt!
So sorgen Menschen, nahe dem Verderben,
Für andre, die nach ihnen sterben!
So stirbt der Sclave für den Held;
Der Held für Sclaven, beyde oft vergebens;
Der reif zum Tod, der müd des Lebens:
Ach! so ist unsre Welt!
So ist sie! und wir fahren fort zu sorgen:
In mancher einsamen, verschwiegnen Nacht
Wird an den tausendsten entfernter Morgen
Vergebens und zu spät gedacht.

Verdammt zum Pflug zieht dort sein kummervolles Leben,
Durch Noht und Hunger, die es stets umgeben,
Der Landmann müd und kraftlos fort:
Die Sorge für das allgemeine Beste
Verirrt sich nicht zu diesem Ort:
Sie schwebt im Labyrinth der Schlösser und Paläste:
Des Landmanns Elend dauret fort.

Seht jenen Schwarm von Männern und von Rossen,
Versammlet zum gemeinen Wohl!
Er wird beraubt und sein unschuldigs Blut vergossen,
Damit er glüklich werden soll.

O Unschuld! rette dich, da, wo der Billigkeit,
Der Freundin der Natur, der Himmel Schuz verleiht!
Hier ist kein Schuz für dich! Sieh, Heere, dich zu würgen,
Stehn der Tyrannen Wink bereit!
Flieh nach den Andischen Gebürgen;
Du findest keine Sicherheit!
Trau ihren Höhen nicht, indem sie Wolken spalten,
Der Himmel blizt auf dich, den ihre Spizen halten *

Von Schiffbruch und Gelübd siehst du hier ein Gemähld;
Der rief die Götter an, und ist dem Tod entschwommen:
Dem Pinsel kanst du traun; er ist es nicht, der fehlt:
Allein Diagoras vermisset das Gemähld
Von tausenden, die umgekommen.
Doch dann, wann unsre Todesnacht
Unferne droht, und das Gewissen endlich wacht,
Zeigt sich das Recht, das dir, o Unschuld! widerfähret,
Und ringend mit dem Tod, wer hat sich nicht bekehret **?

Der opfert einen Hahn, und thut den lezten Schritt;
Der nimmt des Lama Harn zu seiner Stärkung mit;
Auf Amida's Verdienst flieht sicher jenes Seele;
Der tritt die Reise an, gesalbt mit heilgem Oele;
Der wartet auf den Tod und ein glükseelgers Land,
Der frömmsten Ehrfurcht voll, den Kuhschwanz in der Hand.

* Hier fehlen einige Zeilen.

** Hier fehlt eine ganze Stelle.

Der tritt mit grossem Mut vom Schauplaz dieser Erden,
Wo nichts ihn reizt, nichts mehr bewegt;
Doch eh ihn noch des Priesters Keule schlägt,
Muß er, wie sie, erst blau gefärbet werden.
Dann singt er noch der Schwanen kläglichs Lied,
Und macht mit trozigen Gebärden
Den Priester und die Keule müd:
So können Thoren auch den Helden ähnlich werden!
Dort sucht ein Philosoph, um ruhig zu erblassen,
Auch ohne Rom und Genf Schluß, Trost und Mut zu fassen:
Er kennt die Welt; sie soll die beste seyn.
Verborgen noch in seiner eignen Tiefe
Spinnt sich sein Geist in dunkele Begriffe,
Wie in sein seidnes Grab der Wurm der Perser ein:
Auf einen Augenblik der Ziffern und Monaden,
Und selbst der besten Welt entladen,
Dreht er, vom Tod ereilt, sich nur im Bette um,
Wirft die Argenis weg, und ruht auf seinem Ruhm.

O Welt! von ihm noch nicht genug betrachtet,
Noch nicht genug von Heraclit beweint,
Noch nicht genug von Democrit verachtet,
Wo Pythagor verwandelt noch erscheint!
Wo Epikurs Atom noch in dem Leeren schwebet,
Wo in ungestirnter Nacht,
In manchem Winkel noch Spinozens Spinne webet,
Und unsichtbare Netze macht.

Welch ein Gewühl von Menschen und von Thieren!
Sinds Triebe der Natur, die sie in Abgrund führen?
Zerstören sie sich selbst, und ist dann nichts, das lebt,
Und nicht vom Raube lebt? Was thun Vernunft und Seele?
Die Auster raubt, die dumm am kalten Felsen klebt;
Die Welt ist eine Rauberhöhle.

So muß stets etwas untergehn,
Und so kan eines nur durchs andere bestehn.
So nähren Flüsse sich von Dünsten aus den Meeren,
Und Meere können sich nicht ohne Flüsse nähren;
Die Erde trinkt den Thau; die Sonne zieht ihn auf;
So ist der Dinge Lauf; die Welt, in der ich lebe,
Ein penelopisches Gewebe,
Ein zauberischer Cirkellauf.
Und Scenen der Verwandelungen
Sind hier natürlich und gemein:
Wie mancher Geist hat sich vielleicht dem Grab entschwungen,
Ein Schmetterling, ein neues Thier zu seyn?
Vielleicht ists wahr, und über Idens Hügel
Erhoben Priams Sohn, des neuen Vogels Flügel?
Von einem Sclaven treibt des Uhrwerks bleyern Rad
Vielleicht der Geist Achills, der Götterthaten that?
Wer ehmals als Tyrann die Welt verheeret,
Wer Völker ausgetilgt, und Reiche umgekehret,
Natur und Recht, und Bund, Eid und Altar verlezt;
Wer einst ein Nero, einst ein Attila gewesen,
Ist jezt vielleicht der Wut der wilden Irokesen,
Und ihrem Pfal und Flammen ausgesezt;
Vergebens ist vielleicht die Sorge, die mich quälte,
Womit ich oft mein ganzes Herze füll,
Der Bühne Meister, der die Rollen wählte,
Der weiß es, und die Welt ist das nur, was er will:
Vielleicht nur ein bewegliches Gemählde,
Und steht auf einmal gänzlich still.

Tyrannen! würgt dann nur, bannt aus der Welt den Frieden!
Macht alles öd, entthronte Fürsten blind!
Seyd grausamer als Pest, und Meer, und Flammen sind!
Von Menschenköpfen baut euch Pyramiden!

Zieht unsers Elends Vorhang auf!
Kein beßres Loos ist uns beschieden!
Von Menschenköpfen baut euch Pyramiden!
Mit Leichen hemmt der Ströme Lauf!
Ach, alles eilet ja, Zerstörung, dir entgegen!
Den heut des Wütrichs Schwerdt entleibt,
Ist er unglüklicher, als den auf längern Wegen
Des Todes Schreken vor sich treibt?
Der Sorgen Stachel, der durch Helm und Panzer dringet,
Wird von Tyrannen auch gefühlt:
Ein Tod erwartet sie, der langsam sie verschlinget,
Wie Ceylons Schlange dort mit ihrem Tyger spielt.

Was denk ich länger nach? Es ist das alte Meer,
Wo Inseln hier entstehn, und Länder dort gehn unter:
Die Zeit bringt wiederum die alten Scenen her,
Macht uns und Sonnen alt, und bleibt selbst immer munter.

Geist, Thiere, Welten sind Gefährten deiner Reisen;
O Zeit! Gespräch und Räthsel unsrer Weisen;
Der Himmel Schwester, Kind der Ewigkeit!
O Abgrund, voll von Furcht und Hoffen,
An Ruhe leer, stets zum verschlingen offen!
Kaum kehrt, o Zeit! von dir ein Augenblik,
Hat er im Streit mit Welt und Sonnen
Den zweifelhaften Sieg gewonnen,
Von dieser Beute satt, zurük;
Ein Geisterheer fehlt noch, das dich ernähret,
Und von Gedanken noch ein Lauf, der ewig währet,
Aus deinem Durste quillt stets eine Künftigkeit,
Und werdend wird sie dir schon zur Vergangenheit.

Wo ist, o Zeit! der Ort, wo deine Schwingen ruhn?
Das Glüke schwäzt uns vor, so wie die Gaukler thun,
Und lässet uns nicht sehn, wie sich die Räder wenden,
Die der Maschine Lauf erhalten und einst enden:
Den Grund der Dinge sollen wir nicht sehn,
Und als Unwissende vom Schaugerüste gehn;
Das Vorspiel hält uns bis zum Abend auf;
Wo aber, fliehnde Zeit, wohin geht dann dein Lauf?
Ach, an die lezte der Secunden
Des Jahrs, dem ich entronnen bin,
Das drohend mir, wie ein Kometenstrahl, verschwunden,
Hängt sich die erste meiner künftgen Stunden = =
= = = O Zukunft! Wolken gleich, nur halb noch angebunden,
Und gleich dem Schwerdte, das an zarter Seide fest,
Zur Scheitel, die es warnt, den Schlaf nicht kommen läßt.

Ach! soll mein Traum noch bis zum Morgen währen?
Soll erst der Tag mein Schattenschloß zerstören?
Was hoff ich? Sterben ist mein Loos.
Zu glüklich, wann mein Herz die eitlen Wünsche hasset;
Doch ach! ein falsches Glük nimmt schmeichlend mich in Schoos,
Und drükt, indem es mich umfasset,
Noch unter dem Gefühl der Lust,
Dolch und Tod in meine Brust.
Ich denke noch an jene Augenblike,
An jenen Traum = = = doch so ist mein Geschike;
Mein Schmerz, mein Gram, mein Fall soll niemals klein,
Und mein Verlust soll stets der größte seyn.
O! dürft ich noch ein Lied von meinem Kummer wagen?
Ein Dichter darf den Wäldern klagen,

Der bunten Flur, dem sanften Bach
Erzählet er sein Ungemach;
Allein ich darf es nicht mehr wagen,
Auch dieses ist ein Ungemach.

Mein Morgen, o wie traurig war sein Schein!
Was wird, o Freund! mein früher Abend seyn?
Die schönsten Wünsche meines Lebens . . .
Wie Blüten fallen sie dahin;
Wie Blüten ohne Frucht; ein Frost macht die vergebens,
Und jene macht ein Glük vergebens,
Dem ich zu wenig Thor, dem ich zu ernsthaft bin.
Was zürnen wir dem widrigen Geschike?
Verdienst und Schiksal sind nicht gleich.
Es ist das Spiel von einem blinden Glüke;
So ist ein König arm, so ist ein Bettler reich.
Es ist das Werk von einem Augenblike;
So sterben wir, so sind wir alle gleich.

Ihr Freunde, gute Nacht! ich folge dem Geschike.
Ich sterb, und o wie viel sind Sterbende zurüke!
Ich seh mit gleichem Aug das Leben und den Tod;
Das Glüke, das mir winkt; den Unfall, der mir droht;
Ich seh auf gleicher See, ich seh in gleichen Tiefen,
Die Bretter eines Kahns; den Wald von Orlogschiffen.
Und alles, was ich laß, ist nichts als Eitelkeit;
Und alles, was ich flieh, ist Unzufriedenheit.
Mich reut es nicht, daß ich nicht die Natur ergründet,
Und daß mein Geist noch nicht sein eignes Wesen findet;
Daß mir so mancher Zwek noch unerreichet bleibt,
Daß ich das Rad nicht seh, das meine Tage treibt.

Seh ich die Menschen an, so, wie sie gleich den Thieren
Ein Leben, wo sie nie ans künftge denken, führen:
So find ich sie des Tods und ihres Schiksals wehrt,
Und zürne nicht dem Wurm, der meinen Leib begehrt.
Von höhern Geistern wird der Unterschied belachet,
Den Aberglaub und Stolz noch zwischen beyden machet.
Des Riesen Knochenberg, der kleinsten Müke Leib,
Sind beyde der Natur gleich leichtes Zeitvertreib.
Der Steuermann, der jezt das gröszte Schiff regieret,
Hat einen kleinen Kahn zuerst geschikt geführet.
Der Mensch, der seine Kraft kühn nach der höchsten miszt,
Wo weiß er, ob sein Tod der erst und lezte ist?
Wir haben keinen Geist, der sogleich himmlisch denket;
Von jenen Geistern, die kein Körper noch umschränket,
Ist unsre Herkunft nicht; wir sind von einer Art,
Mit welcher ungestraft sich jeder Körper paart,
Und wir empfiengen nur, daß unsre Kraft sich übe,
Den oder jenen Leib, mit ihm Gefühl und Triebe,
Und unsre Seele irrt in diesem prächtgen Bau,
Den heute ich vielleicht zum leztenmale schau,
Bis daß wir, unsrer Kraft und Fähigkeiten Meister,
Uns in den Kreis erhöhn der körperlosen Geister.

Ihr Freunde, gute Nacht! ich seh die dunkle Höhle:
Hier ruht indessen meine Seele
In dem Gedank des Tods, der sie so sanft vergnügt,
Und sänfter noch als in den morgenländschen Feldern,
Als in Arabiens glükseelgen Zimmetwäldern *
Die matte Wollust sich im Arm der Trägheit wiegt.

* Cinnamis siluas Arabum beatas
Vidit - - - SENEC.

Hier ist der ernste Ort, der Ort, wo nichts mich störet;
Hier herrschen Einsamkeit und Nacht;
Hier klag ich, wo mich Niemand höret;
Hier weicht mein Recht nicht vor der Macht;
Hier klag ich, wo mich Niemand höret;
Hier herrschen Einsamkeit und Nacht.

Hier in den Gräbern find ich dich;
Dich, erste Nacht; dich, ersten Schauer;
Hier seh ich dich, o Welt! in deiner ersten Trauer,
Als Tag und Unschuld von dir wich.
In diesem kleinen Raum seh ich das grosse Ganze,
Der Dinge Strom, wie er in Abgrund schießt,
Und dich, o Welt! wie du nach dem verlohrnen Glanze,
Dir selbst zur Last, dir selbst ein Greuel bist.

Hier ist die Gruft, wo noch in stillen Nächten
Mein Kummer einsam, ungehöret weint;
Die Gruft des Gütigen, des Holden, des Gerechten:
Hier liegt, hier schläft, hier ruht mein Freund.
Was ruhn in diesen engen Schranken,
Für prächtige, für himmlische Gedanken,
Welch eine Zukunft schlummert hier!
O Seele! die in jenen Sphären
Jezt Sonnen überstrahlt, verschmäh nicht meine Zähren!
Ihr Strom nimmt seinen Lauf zu dir.

Hier ist das Grab, das mir die Sorgen früh bereiten,
Vielleicht mein erstes Glük, das mir kein Feind mißgönnt;

Hier ist die Grenze, wo sich von den Sterblichkeiten
Unsterblich meine Seele trennt;
Hier ist kein Neid, der unsre Unschuld kränket:
Kein Purpur mehr, vor dem sich ihre Blöse scheut,
Und auf die Frage: Was die Nachwelt von uns denket,
Antwortet die Gleichgültigkeit.

Hier ist der Fall der übermütgen Wellen,
Die mit den Wolken sich vermählt:
Hier wird kein Freund sich mehr verstellen;
Hier wird nichts mehr bereuet und gewählt.

Hier ist der Ort, hier finden meine Klagen
Ihr leztes, ihr erkohrnes Ziel.
Hier endet sich mit meinen Trauertagen
Des Glükes blindes Spiel.
Hier hört das Labyrinth von meiner Laufbahn auf.
Hier endet sich mit meinen Kräften,
Von so viel quälenden Geschäften,
Von so viel Sorgen einst der Lauf.
Von so viel Wünschen, die dann mit den Sorgen schlafen
Vereint im Arme der Zufriedenheit:
So sammlen Schiffe sich im angewisnen Hafen,
Von Sturm und Nacht zerstreut.
Hier fassen meines Sarges enge Räume
Des Lebens ganze Lust und Müh,
Entwürfe, Hoffnungen und Träume,
Schluß, Wahrheit, Wahn und Phantasie.

Ich sehe mich schon an des Flusses Munde,
Der meines Lebens Kahn ins Meer des Todes führt:
Sie rauscht daher, die fürchterliche Stunde,
Wo sich mein Herz zum leztenmale rührt;
Wo es kein Blut mehr durch den Körper spritzet,
Das kalt in ihm sich häuft, und jene Angst gebiehrt,
Wo auf der Stirn der kalte Schreken sitzet,
Der Athem, den ich such, auf einmal sich verliehrt;
Wo meine Haut ein Eis aus allen Röhren schwitzet;
Wo aus dem trüben Aug, das sich noch ängstlich dreht,
Des Lebens kleiner Rest zulezt noch spahrsam blitzet,
Und dann sein Glas zerbricht, und dann sein Licht vergeht;
Und dann sein Licht vergeht!
Wo ist mein Geist, der sonst aus diesem Auge strahlte?
Der Himmel, der sich sonst in ihm so prächtig mahlte?
Ach! alles ist beraubt des Lichts,
Für mich nunmehr ein Schatten und ein Nichts.
Der Wangen Feld verblüht, nun bald der Würmer Weide;
Ihr Purpur gleichet schon dem blassen Todenkleide,
Und Erd und Moder ist mein Leib nun unterthan,
Und den Lebendigen ist er nun schon zuwider;
Ein ewger Frost dekt seine Glieder,
Die keine Sonne mehr erwärmen kan.
So sterb ich? Ja, ihr Freunde seht mich sterben,
Noch eine Scham nur kan die bleichen Wangen färben;
Dem Schmerz kan ich vielleicht nicht widerstehn;
Ihr werdet mich vielleicht ihn noch empfinden sehn,
Und unruhvoll trett ich vielleicht von dieser Bühne,
Es sey; doch seht, es flieht mein Geist,

Noch zornig auf den Schmerz, voll Zorns auf die Maschine,
Von der er sich grosmüthig reißt:
Ja, seht, wie ich ganz ohne Furcht verlebe;
Wie ich gelassen, einsam, still,
Gleich einem Licht, das jezt verleschen will,
Des Denkens lezten Blik noch sterbend von mir gebe.

Anhang

Anhang
einiger
ODEN.

Christliches Gebät.

Wie wird mir, wann ich dich gedenke?
Nicht ohne Zittern nenn ich dich!
Allweises Wesen, führ und lenke,
Wie Welt und Sonnen, so auch mich!
Ich bin ein Staub, und ach! noch minder,
Wann dich dein Sohn allmächtig nennt:
Du bist gerecht; was ich? Ein Sünder;
Verzeihe dem, der es bekennt.
Ja, ich bekenn es, schweigt, ihr Spötter,
Mit Schaudern füllt mich euer Spott:
Ich spreche mit dem GOTT der Götter,
Und mein Gebät erhört mein GOTT.
Still, Meer! still, Stürme! und ein Schweigen
Sey allgemein in der Natur!
Wie sich die größten Geister beugen,
Schau ich, und knie in ihrer Spur.
O Wesen, dessen heilgen Namen
Der erste Mensch vorm Fall nur sprach;
Dein Hauch ist aller Geister Saamen;
Sie wurden; Welten folgten nach.
Du kennst den Kreis, in dem wir schweben;
Ach, dir ist er unendlich klein:
Du schreibst ins Buch von unserm Leben
Zugleich der Würmer Schiksal ein.

Die Hand, die Ströhme selbst mit Rinden,
Gleich deinen Cedern, fest umschließt,
Winkt nur dem Frühling; sie verschwinden:
Ein Strohm, der Schiffe duldet, fließt.
Du sprichst, und es erbebt die Erde;
Gefahr macht Thron und Pflüge gleich,
Und Länder zollt dem Wort: Es werde,
Das grenzenlose Wasserreich!
Doch deine Wunder zu erzählen,
Wagt nur ein seraphinscher Mund!
Du kanst von tausend Zungen wählen;
Ihr Himmel, machts den Erden kund!
Ich krümme mich in meinem Staube;
Auch dieser Staub gehöret dir:
Ich spreche nur ein Wort: Ich glaube,
Und dieses Wort gehöret mir.
Dies Wort allein darf ich noch wagen,
Und würdig schallt es bis zum Thron,
Den so viel Himmel prächtig tragen;
Was sagt ich? ——— Doch du hörst mich schon.

Neujahrsgedanken.

1753.

Longus ad manes properatur ordo
Agminis moesti. SENECA.

Nacht, die mein Herze haßt und liebet!
Wo meine tiefe Schwehrmuth klagt!
Die mir die Ruhe nimmt und giebet!
Den Sorgen winkt und sie verjagt!
Du bringst den Schlaf den Thälern wieder,
Und selten den Pallästen Ruh!
O Mutter sanfter Trauerlieder!
O höre meinen Klagen zu!

Wie flieht die Zeit, in der wir währen,
In der wir fliehn! ihr Spiel! ihr Raub!
Sie fällt zugleich mit reifen Aehren;
Schmelzt mit dem Schnee; welkt mit dem Laub;
Und sie verwest mit unsern Leichen;
In unsrer Wiege wird sie jung;
Sie stürzt mit Thronen und mit Reichen,
Und jeder Fall ist ihr ein Schwung.

Das Glück mit seinem Zauberspiegel,
Mit dem es Könige verblendt,
Flieht mit der Zeit auf gleichem Flügel,
Und bleibt den Thoren unerkennt:
Schnell hat ihr Flug sie unserm Blike,
Und dem Saturn vorbey geführt;
Die Thräne ruft sie nicht zurüke,
Die Valierens Aug verliehrt.

Ich sehe, wie, kaum aufgegangen,
Schon unser Heut ein Gestern ist.
Das schönste Roth der schönsten Wangen
Dekt nur des Todes Hinterlist.
Ich sah manch eisernes Geschike
Schon über meine Scheitel gehn,
Und hinter manchem falschen Glüke
Den Unfall, sich verbergend, stehn.

Gleich vollen Segeln fliehn die Jahre
Mit ihren Augenbliken fort.
Der Sommer ist des Frühlings Baare,
Und nichts behauptet seinen Ort.
Wie ein Gewölk das andre treibet:
So ist kein Ding, das Dauer hält.
So wie kein Strohm derselbe bleibet:
So ändern wir uns, und die Welt.

Wie Rom im stolzen Siegsgepränge
Verheerter Städte Bilder trug:
So zeigt des größten Lebens Länge
Der Tod in einem Aschenkrug.
Der eitle Stolz der Erdengötter
Wird tausenden zum frühen Grab:
So werfen Cedern ihre Blätter
Verachtend in das Thal herab:

Wer schläft, und ist von Sorgen freyer?
Der Tod belauscht die stille Nacht:
So wie des Nilstroms Ungeheuer
Des Ufers Schilf unsicher macht.
Er spielt mit Pflügen und mit Kronen:
So wie das Meer, das ewig trinkt,
Des Wilden Kahn, und Gallionen,
Als gleiche Lasten, in sich schlingt.

Oft, eh sich Nichts und Wesen trennen,
Empfinden wir schon seine Macht.
Eh wir das Licht gewöhnen können,
Umringt uns eine blinde Nacht.
Sein Name tönt in allen Zonen,
Und seiner lauten Tyranney
Sind ungeheure Patagonen,
Und Grönlands Zwerge einerley.

Wer zählt die Rümpfe *, die dort liegen?
Den feigen Flüchtling und den Held,
Den schnell im Fliehn, den schnell im Siegen,
Vermengt der Wahlstatt rothes Feld.
So seh ich Wünsche, die sich drängen,
Im Wirbel der Vergessenheit,
Und Scherze sich mit Thränen mengen,
Im Strudel der Vergänglichkeit!

* - - - iacet sine nomine truncus.
VIRGIL.

Jahrhunderte, verschwelgt im Glüke,
Wer zählt sie in der Ewigkeit?
Träumt nicht in einem Augenblike
Uns eine ganze Lebenszeit?
So wird in jenem Nachtgefilde
Einst unser Schatten einsam gehn,
Und so, wie eine Schlacht im Bilde,
Die Fälle dieses Lebens sehn.

Wer hat des Weltlaufs Sinn erlernet,
Und strebt noch nach Vollkommenheit?
Die Sonne ist zu weit entfernet,
Die unserm Glanz die Strahlen leiht.
Die Gruft hört nicht der Nachwelt Töne;
Der Nachwelt, die uns leicht vermißt,
Und so, wie eine spröde Schöne,
Auch ihren Buhlern grausam ist.

Welch Schiksal stellt die Uhr des Lebens,
Und rükt den Zeiger unsrer Zeit?
Der Kindheit Sorgen sind vergebens;
Des Alters Sorgen Eitelkeit.
In diesem Reich der Flüchtigkeiten
Sind wir, wenn Unglüksstürme wehn,
Und Wellen wider Wellen streiten,
Wie Büsche, die am Ufer stehn.

Was wirst du uns, o Zukunft! bringen?
Welch Unfall folgt dem Abendstern?
O Zeit! soll alles dir gelingen?
Ist, Welt! dein Ende nicht mehr fern?
Flieht, Menschen! heut vor künftgen Wettern;
Ein jeder Morgen gleicht dem Tag,
Der in Sybillens drohnden Blättern
Prophetisch eingehüllet lag.

Wie räthselhaft sind unsre Tage,
Im Aufgang und im Untergang?
Zu kurz sind sie des Thoren Klage;
Dem Wunsch des Weisen oft zu lang.
Welch Fabelwerk ist uns.r Leben?
Halb ists ein Wesen; halb ein Schein;
Zu kurz, nach eitlem Glük zu streben;
Zu lang, ohn eitles Glük zu seyn.

Es blühn der Tugendhaften Stunden,
Wie Nachtgewächse traurig blühn;
Der Morgen kommt; sie sind verschwunden;
Wie Vögel, die vorm Winter fliehn.
Es fliehn der Lasterhaften Tage
Gleich Dünsten aus der Erde Schoos,
Der reinen Lüfte schwehre Plage,
Ihr Bliz und des Gerechten Loos.

Wo flieh ich hin? Welch ein Geschike
Ist meiner Zukunft auserseh n?
Ach! soll dann nur für Bubenstüke
Die heilge Freystatt offen stehn!
Kein holder Traum teuscht meinen Kummer,
Der nirgends eine Zuflucht findt;
Des Pilgrims Trost, kein sanfter Schlummer
Kehrt ein, wo meine Sorgen sind.

Wohlan, den Unmuth zu zerstreuen,
Flieh ich der Trape Kerker zu;
Doch ach, umsonst! auch Wüsteneyen
Sind, wie die Städte, leer an Ruh.
Die Jahre, die mir schon verschwunden,
Sind öd, wie ein zerstöhrtes Reich;
Die meinem Gram noch künftge Stunden
Sind unbekannten Ländern gleich.

Erscheine bald, geliebter Morgen,
Wo ewig einst mein Auge wacht!
Hold, wie ein Kind, das ohne Sorgen
Im sichern Arm der Unschuld lacht.
Ich zähle schon die Augenblike,
Als Schritte zu der Ewigkeit,
Und meinem Wunsch gefällt kein Glüke,
Das reinre Geister nicht erfreut.

An das Glük.

1753.

Hier seh ich ferne dir zu, in den verlaßnen Gründen,
Wo ich! o Glük! dich ohne Reu verlohr!
Du stürzest Felsen herab, und gleich den Wirbelwinden
Hebst du oft noch den kleinsten Staub empor.

Du stöhrst dem Helden, der sich in blutgen Siegesmälern
Verliebt besieht, die Cirkel seiner Ruh,
Und gleich verrätherisch siehst du in des Todes Thälern
Der Fürsten und der Bettler Ankunft zu.

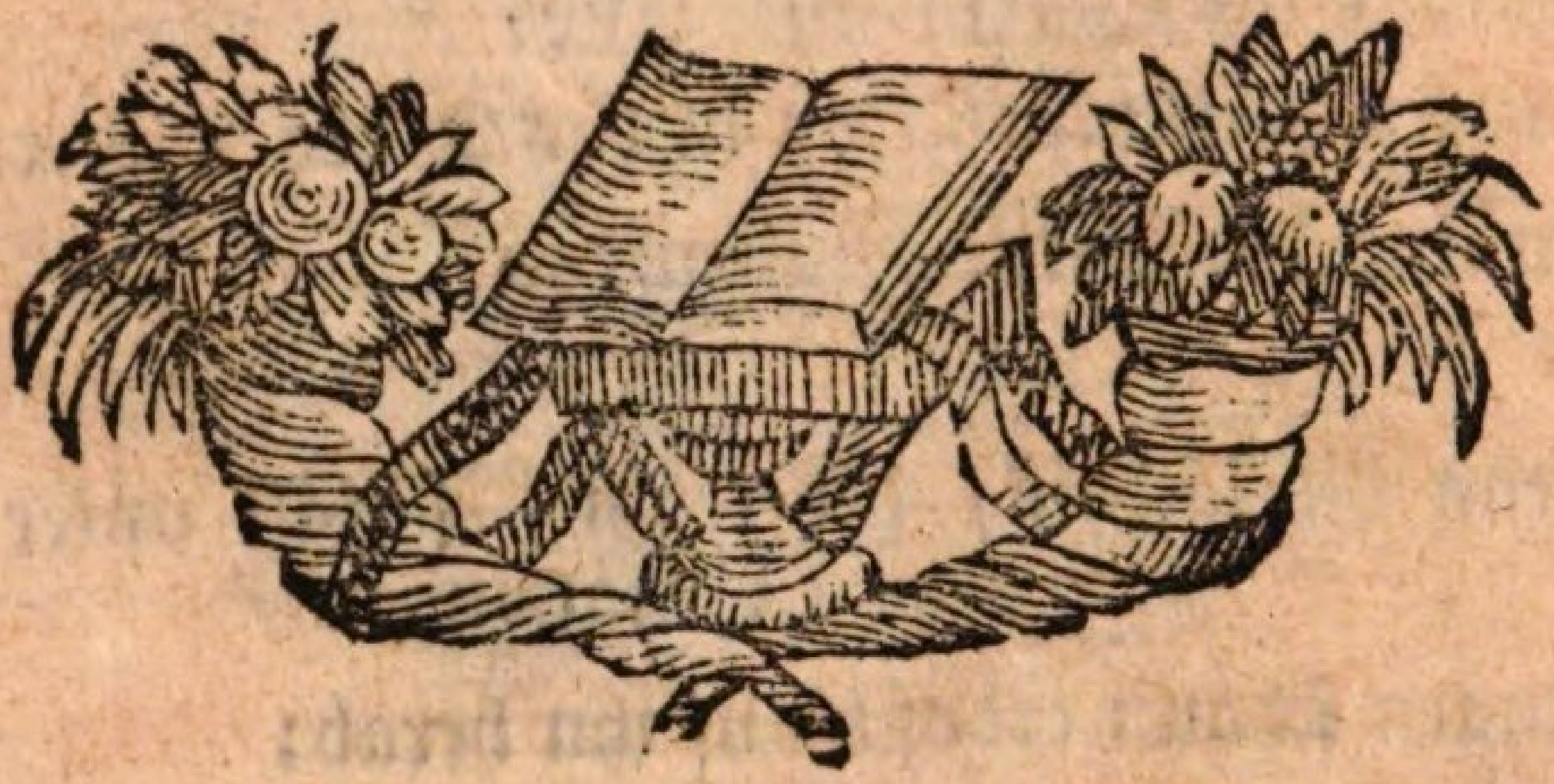
Wer, wenn du lächelst, dir traut, schläft unter falschen Schatten,
Und Schlangen schaun erboßt auf ihn herab;
Die Mörder siehet er nicht, die auf dem Zweig sich gatten,
Der untreu ihm Schlaf, Ruh und Schatten gab.

Der Weg zur Ehre geht fort bis in die Labyrinthen
Der Gräber, wo er dunkel sich verliehrt:
Der Wollust Wünsche drehn sich in eines Meeres Gründen,
Wo jede Luft auf Sand und Klippen führt.

Ein unerbittlich Geschik lenkt unsichtbar von oben,
Den leichten Wagen unsrer Lebenszeit;
Kein Weiser wird einen Tag noch vor dem Abend loben;
Kein Leben vor der Nacht der Ewigkeit.

Was noch kein Vorwiz erforscht; noch kein Columb entdeket;
Wohin kein Gold die Gallionen ruft;
Was kein Archytas noch maß, kein Kriegsvolk noch erschreket,
Das ist das Land jenseits der stillen Gruft.

Wer weiß, wie bald ich dahin die kurze Reise thue!
Wie ekelt mir, o Glük, vor deinem Spiel!
Dort ist ein sichres Gestad; der niedre Siz der Ruhe,
Die nie, o Glük, von deinen Sprossen fiel!



Gedanken an einem stillen Abend.

den 3. Julii 1753.

Ein unvollkommenes Stük.

Wie sanft schlägst du die goldnen Blike nieder?
Wie schön bist du im stillen Untergehn?
Werd ich, o Sonne! dich, ach werd ich wieder
Dich, und mit dir mich auch vergnügter sehn?

Du bist, o Nacht! mit deinen Dunkelheiten,
Von meinem Herz das Bild; ein traurigs Bild!
Wo Triebe, gleich erzürnten Stürmen, streiten,
Ein Abgrund, nur mit Wünschen angefüllt.

Wie schnell sind sie, die Schritte meines Lebens!
Wie kurz ist sie, die Reise nach der Gruft!
Mein ganzes Thun, ach GOTT! o wie vergebens!
O wie umsonst, wann deine Stimme ruft!

Nichts, was der Stolz mit prächtgen Namen nennet,
Entrinnt der Flut der Zeiten, und dem Grab.
Wie Blüthen, die kein Sturm den Aesten gönnet,
So fallen einst vom Held die Lorbeern ab.

Die Ehrsucht war, o Himmel! nie dein Feuer;
Wo Siege sind, da ist auch Eitelkeit;
Die Wissenschaft ist blöder Thorheit Schleyer;
Ein Weiser rühmt sich der Unwissenheit.

Die Sonne kan ich in den stillen Bächen,
Und GOTT kan ich in meinem Herzen sehn.
Doch ach! mein Aug hängt nur an Oberflächen,
Und weiter darf mein kurzer Blik nicht gehn.

Hier schweben wir, mit uns selbst unzufrieden,
Den Schwalben gleich, die Sturm und Wetter jagt.
Ein Tag der Ruh ist wenigen beschieden,
Und meiner Ruh ein Augenblik versagt.

Die
Wege der Vorsicht,
bey einer gewissen Gelegenheit.

Ein unvollkommenes Stük.

1755.

Ja, du beherrschest meine Tage!
Wann ich dir meine Sorgen klage:
Wem klag ich sie, als meinem HERRN?
Ja deine Weisheit, welche Tiefe!
Dein Wort, das einst den Himmeln riefe,
Dein Wink gebeut; ich folge gern.

Und, o, auf welchen dunklen Wegen
Kömmt deine Hülfe mir entgegen!
O Nacht, die nur dein Strahl verklährt!
O welche Nacht! o welch ein Grauen!
In deinen ewgen Raht zu schauen,
Ist irrdschen Bliken nicht gewährt.

Zu schwach, die Fluten durchzubrechen,
Schwebt unser Schiff bang auf den Flächen
Der Ewigkeit grundlosen See.
Was hilfts Gedankenberge häufen?
Das Unbegreifliche begreifen
Kan nur der Unbegreifliche.

Wie Heu vergehn die größten Staaten;
Wie Blumen welken; gleich den Saaten,
Die eine strenge Glut verzehrt.
Du siehst von deiner Himmel Höhen
Die Riesen klein, wie Würmer, gehen,
Und deiner Macht ist nichts verwehrt.

Gedanken über die Eitelkeit,

bey der frühen Grüft

der

Durchlauchtigsten Prinzessin,

Maria Anna,

Herzogin von Braunschweig und Lüneburg *.

1755.

Träume nur durch deine Nächte,
Unglükseliges Geschlechte!
Menschen, alles ist nur Schein!
Augenblike, und vergebens
Werden Jahre unsers Lebens
In des Todes Zeitbuch seyn.

Sterbliche, nichts kann bestehen!
Länder wurden schon zu Seen!
Ströme troknet einst die Zeit!
Norden sausten sonst gelinder!
Unsre Sonne wärmt schon minder!
Alles, ach! ist Eitelkeit.

* Dieses Gedicht hat einer Hohen Anverwandtin der Hochseligen Prinzessin gnädigster Befehl veranlaßt.

Cäsars Lorber ist so eitel
Wie die Rose, die der Scheitel
Des Anakreons gefiel!
Meine Seufzer will ich fragen:
Ist die Welt, wo Alle klagen,
Nicht ein traurigs Schattenspiel?

Ach, wir stürzen, und geschwinde,
In die Klüfte, in die Gründe
Ewiger Vergessenheit!
Doch welch ahndende Gedanken,
Die wie Wellen um uns wanken,
Warnen vor der Ewigkeit!

Schatten, dürften wir euch fragen?
Doch, ein Geist, den unsern Tagen
Traurig das Geschik entriß;
Einen Geist, den unsre Zähren,
Unsre Klagen zärtlich ehren,
Jammert unsrer Finsterniß.

O wie göttlich wird SIE denken?
Wird IHR Blik so tief sich senken,
Daß SIE unser Thun noch schaut?
Ach, ein Thun, dem SIE entronnen:
Hell, wie SIE, hat SIE den Sonnen
Unversehrt sich anvertraut.

Ja SJE sieht von hohen Sternen,
Menschen sich vom Arzt entfernen,
Der allein sie heilen kann:
Wie wann Würmer sterbend schleichen,
Halb zertreten, halbe Leichen,
Sieht SJE unsre Wallfahrt an.

Tod und Welt sind überwunden,
JHRES Lebens lezte Stunden
Lehren noch die künftge Zeit.
Wer kann JHREN Sieg besingen?
Welcher Engel goldne Schwingen
Trugen SJE zur Ewigkeit?

Ja SJE denket, ja SJE lebet,
Und wornach SJE hier gestrebet,
Dieses Ziel erreicht SJE dort!
Welche Kluft hat uns geschieden?
Welche Ruh! In welchem Frieden
Sezet SJE JHR Denken fort!

Auf der Morgenröthe Wegen
Geht SJE jenem Glük entgegen,
Das die Tugend ihr versprach:
Strahlen webt SJE SJCH zum Kleide
Und ein Strohm der reinsten Freude
Rauschet JHREN Tritten nach!

Seeligste, sieh nicht zurüke!
Welche Seufzer! welche Blike,
Die halb sterbend nach DIR sehn!
Augen, die mit tausend Thränen,
So viel Schmerzen, so viel Sehnen,
So viel Wehmut DIR gestehn!

Der Mittelstand*.

Scheu nicht zu klug, *Licin*, der Stürme drohend Heer,
Und zeige, wie dein Mut nie den Gefahren weichet!
Du lebest weiser, wenn, gleich weit vom hohen Meer,
Dem Ufer nicht zu nah, dein Schiff die See durchstreichet.

Beglükt, wer ohne Stolz vom Pöbel sich entfernt,
Die Hütten flieht, nicht schmäht; die Mittelstrasse wählet,
Und auch im kleinsten Haus zufrieden leben lernt;
Weil ihm mit dem Palast zugleich der Neider fehlet.

Trau nicht zu grossem Glück: Jst die Gefahr nicht da,
Wo hohe Fichten sind? Um Höhen wohnen Stürme.
Ein Wolken naher Berg ist auch dem Donner nah,
Und vor dem schwerern Fall schüzt Hoheit keine Thürme.

Des Weisen starke Brust wird ohne Hofnung nicht
Jm schnellen Unfall seyn; nicht ohne Furcht im Glüke.
Ein holder GOTT gönnt uns des Frühlings wärmres Licht,
Und bleibt der nemliche, ruft er den Nord zurüke.

* Die neunte Ode des zweyten Buchs des Horaz.

Dem Wunsch, den das Geschik uns heute nicht gewährt,
Dem ist ein künftiger, ein schönrer Tag gewogen:
So wekt Apoll, der einst zu singen aufgehört,
Die Cither wieder auf, und spannt nicht stets den Bogen.

Es kömmt die trübe Zeit; das Unglük rauscht daher:
O Freund, o bleib beherzt! auch zieh des Schiffes Flügel,
Die stolzen Segel, ein, weht auf dem falschen Meer,
Dir ein zu holder Wind von deines Glükes Hügel.

An die Nacht.

Zu dir, o einsame, verschwiegne, lange Nacht,
Kehrt seufzend sich ein Herz, das nichts mehr fröhlich macht!
Du hast mich klagend oft; doch ungerührt, gehöret,
Nie hat dein Schlummer mich und nie dein Traum gestöhret:
O hör, geheime Nacht, und rühret dich mein Schmerz,
Wie gern vertrau ich dir mein Denken und mein Herz!
Die Göttin, welcher ich verschwendrisch Weihrauch streute,
Mir gestern noch geneigt, und meine Feindin heute,
Die Hofnung, die noch nie im Unfall von mir wich,
Sie, meine Tröstерin, ach, untreu flieht sie mich.
Nur Blize in der Näh, Cometen in der Ferne,
Und euch seh ich nicht mehr, ihr Strahlen guter Sterne?
Wie ruhig sah ich nicht des Glükes Zauberspiel,
Als dir, o Hofnung, noch mein Opfer wohl gefiel!
Ich sah die Fluren weiß, von Schnee und Eis bedeket,
Im Frühling wieder grün, gleich als vom Tod erweket;
Ich sah in jenem Bach des Wandrers troknen Fuß,
Und bald ihn schwellend hoch und voll zum Ueberguß.
Ich sahe, wie sich schnell das Rad der Dinge kehrte,
Und sah im Wechsel stets die Hofnung, die ich ehrte.
O Nacht, du gehst vertraut mit Traum und Hofnung um;
Leg jenen lezten Wunsch noch in ihr Heiligthum:

Wird von der Hofnung ihn ein sanfter Hauch beleben,
Wie mutig wird er sich zur Sonnenstrasse heben!
Indessen komm, o Traum, und teusche meinen Schmerz!

. . . .

An eine Dame.

1758.

Du wilst mich zu den Dichtern zählen?
Ach, Dichten ist ja Eitelkeit!
Du thust es auch nur, mich zu quälen;
O welche Grausamkeit!
Doch du bist von den schönen Seelen,
Die stets vergnügen, wann sie quälen:
O wäre Quälen nicht, wie Dichten, Eitelkeit!

Das höchste Gut.

O höchstes Gut! Glükseligkeit!
Du lezter Ton von allen Stimmen!
Du gleichst den Inseln, welche schwimmen,
Dem, der sie suchet, stets gleich weit!

Was hat von dir in stiller Nacht,
Wo Träum und Schatten um ihn wanken,
In hohen einsamen Gedanken,
Der Weise göttlich ausgedacht?

Was fund er? ach, er seufzt und schweigt,
Weil sich, o Zufall! o Geschike!
Loos, Wechsel, Ungefähr und Glüke,
Vor eurem Scepter alles beugt!

Was sucht der Weise? Ach, die Ruh,
Er sucht der Seelen wahren Frieden:
Doch wem ein solches Theil beschieden,
Dem sieht kein Engel neidlos zu.

Hier ist es nicht, hier in der Welt,
Die einem wilden Sturme gleichet;
Kein Hafen wird vor ihm erreichet;
Kein Anker ist, der vor ihm hält.

Wo ist die Ruh? Ach, in der Gruft!
Hier ist sie nicht, wo wir noch leben,
Wo wir gleich jenen Fischen schweben,
Verfolgt im Meer und in der Luft.

O Freundin! lese dies Gedicht,
Und frage nicht nach stärkern Gründen:
Ist hier ein höchstes Gut zu finden,
Wer dich besizt, dem fehlt es nicht.

Die Einsamkeit.

Ihr Inseln, ferne dort im lezten Ocean!
Versengte Wüsten, wo der Niger traurig fliesset!
Gestad, wo sich ins Meer der starre Oby giesset,
Nun bald ein Eisgebürg, wo niemand landen kan.

Verlohrne Felsen, wo sich kein Geschöpf erfreut!
Ihr Grotten der Natur, und ihr gebohrne Grüfte!
Vesuve jener Zeit; nun ausgebrandte Klüfte!
Seyd izt mein Trauerbild! Mahlt mir die Einsamkeit!

Hier strahlt der Höfe Pracht, das Spiel, der Masken Tanz,
Und was die Eitelkeit für Mittel sonst erfunden,
Zum Gift der edlen Zeit, zum Tod der kostbarn Stunden,
Wie jener Würmer Licht, wie eines Irrlichts Glanz!

Wie eines Irrlichts Schein, der uns in Sümpfe führt;
Wie eine Luftgeschicht, die schrekend uns ergetzet;
Hier wird nach wahrem Wehrt ein jedes Ding geschätzet;
Hier ists, wo sich ins Nichts der Menschen Thun verliehrt!

Hier sizt der Weise still in der gelehrten Gruft,
Von Todten, deren Nam durch alle Zonen tönet,
Umringet und umarmt, und andrer Lust entwöhnet,
Aufmerksam auf die Stimm, die laut von hier uns ruft;

Und in die tiefste Zeit senkt er den ernsten Blik;
Daß einst die Welt gebrandt, entdekt er dort die Spuren;
Verwundernd geht er von versteinerten Figuren
Bis in dein altes Bett, versezies Meer, zurük.

Nun sieht er eine Kluft, die Tod und Feuer speyt;
Den Rachen eines Thiers, das Länder in sich schlinget,
Das, einer Allmacht gleich, was widersteht, bezwinget,
Der Zwietracht gräßlichs Bild, das Bild der Grausamkeit.

Er sieht den Krieg; erblaßt, und denket göttlich nach:
Was hat Unsterbliche zu solchem Thun bewogen?
Ein Geist, wie Sterne hell, mit einer Haut umzogen,
Verwandelt in ein Thier? . . . . O Plato, welche Schmach!

Wo ist der Zauberstab, der Kreiß, das dunkle Wort?
Wer hat, Unsterbliche, wer hat euch so mishandelt?
Auf welchen Wegen hat der erste Mensch gewandelt?
Auf welchen Wegen geht die bösre Nachkunft fort?

Vernunft, dein Licht verlescht in dieser Finsterniß!
Ists **Manes**, welcher uns des Bösen Ursprung lehret?
O Räthsel, hat vielleicht mein **Leibniz** dich erkläret?
Er seufzt, und schweigt, und denkt: Ach, es bleibt ungewiß!

Ja, niemals soll mein Geist, o Plato, untergehn!
So spricht er, und sein Blik sieht nun in Ewigkeiten,
Wie in ein dunkler Schwarz, jenseits der Nacht der Zeiten,
Wie wir nur ein Gewölk statt ferner Ufer sehn.

Entlegnes Holz, wo kaum ein scheuer Vogel klagt,
Scheu vor dem grössern Thier, dem Menschen, scheu vorm Wetter;
Er findet Ruh und Schuz im Schatten deiner Blätter:
Gewähr auch mir die Ruh, die mir die Welt versagt!

Wie ein geschlagnes Heer das Feld der Leichen scheut,
Und von der Furcht berauscht die fliehnde Hauffen wanken:
So fliehn vorm Lärm der Welt die traurigen Gedanken,
Und sezen ruhig sich in Schoos der Einsamkeit!

Hier sammle dich dann nur, du mein zerstreuter Schmerz;
Hier unterm Schatten, den der Ahorn traurig schenket;
Hier in dem Thal, das sich matt vom Gebürge senket;
Hier, Einsamkeit, empfang und schüz ein traurend Herz!

Was hab ich von der Welt, von mir und vom Geschik,
O wie viel hab ich dir, verschwiegne, zu vertrauen?
O sagt ich dirs schon heut! Könt ich dich heut schon schauen!
Doch ach, es hält mich noch so manche Pflicht zurük!

Ach, daß ich im Gedräng und noch nicht einsam bin!
O warum lernt ich dann das Thun der Menschen hassen,
Seh ich nicht ruhig bald, zufrieden und gelassen
Von meinem schwülen Tag die lezten Stunden fliehn!

Die beste Welt.

1757.

Humanum genus infelix, o pectora coeca!
LUCRET.

Ich hörte manches Freundes Klage:
Der seufzt um seiner Schönen Gruft,
Die in der Jugend erstem Tage
Aus Neid der Himmel zu sich ruft.

Der heiligt mit untröstbarn Thränen
Des treusten Freundes frühe Baar;
Dort rief des besten Vaters Sehnen
Den besten Sohn, der nicht mehr war.

Der flehet edel um ein Herze,
Sein einziges und höchstes Gut,
Und zürnet aus gerechtem Schmerze
Dem Einspruch, den das Glük ihm thut.

Der sieht die Tugend unterdrüket;
Wie sich vorm Thoren alles beugt,
Und wie dem Laster alles glüket,
Sieht er und seufzt: O GOtt! .. und schweigt!

Der klaget einsam und verlassen,
Verrahten selbst von seinem Freund:
» So muß ich dann die Menschen hassen,
» Die meiner nicht mehr wehrt! .. Er weint!

Der giesset einen Bach von Zähren
In Ströhme Bluts, dort in dem Feld,
Wo Menschen selber sich verheeren,
Um Ehre der, und der um Geld.

So klagt das Kind der reinen Sterne,
Ein Geist, den Großmuth unterscheidt,
In dieser traurig öden Ferne
Von Himmel und Glükseligkeit.

O Seelen, die so edel trauren,
Für euch sind Glük und Pöbel taub,
Und o, wie seyd ihr zu bedauren,
In dieser Welt, und beyder Raub!

Du sahst den Lauf von meinen Jahren,
Und meines Glükes Unbestand,
Ja, Freund! ich hab es selbst erfahren:
Hier ist des Uebels Vaterland *.

* Vielleicht ist diese Welt, die wie ein Körnlein Sand
Im Meer der Himmel schwimmt, des Uebels Vaterland.

Von Haller.

Philosophische Gedanken *.

Des Menschen Bestimmung ist zu leben, sich zu vermehren und zu sterben. Unsere Seele sey unsterblich oder nicht; in einem wie dem andern Falle höret allemal der Mensch durch den Tod auf. Eine Folge von Empfindungen und Gedanken macht unser thierisches und vernünftiges Leben aus. Die Beschäftigungen der Menschen sind mannigfaltig, und da sich alles unser Thun und Lassen im Tode terminirt; so scheinen alle unsere Beschäftigungen von gleichgültiger Beschaffenheit zu seyn. Unter diesen Beschäftigungen können jedoch diejenigen, welche den Leib blos zum Vorwurfe haben, nicht die edelsten seyn. Wir müssen jeden Augenblik gewärtig seyn, daß dieses Gebäude von Staub in sein Nichts zerfällt. Wenn von vergangenen Schmerzen und vergangener Lust die Rede ist: so ists gleichgültig, ob von einem Jahrhunderte, oder einem Augenblike geredet werde. Ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl unsers jedesmaligen Zustandes, welcher von unserm Willen nicht abhängt, macht allerdings gewisse Sorgen nothwendig; aber solche Sorgen solten billig nur die jedesmalige Gegenwart, und unterm Künftigen nur die nächste Zukunft zum Vorwurfe haben; ohne in unsern Sorgen weiter zu gehen, solten wir billig die von unsern Beschäftigungen sich von selbst ins entferntere Künftige erstrekende Folgen nur ruhig erwarten, und der Tod solte nur die Zukunft seyn, die uns immer vor Augen schwebte.

* Diese Gedanken haben gleichen Vorwurf, wie das denselben aus dieser Ursache auch angehängte Gedicht von der Natur und den Schiksalen des Menschen. (v. Versuch vom Menschen)

Bayerische Staatsbibliothek München

* * *

Wir müssen eine zeitlang auf den Tod warten, und diese Zeit suchen wir uns so kurz als möglich zu machen. Wir fürchten gleichwohl den Tod, und schweben ihm immer gleich unfürsichtigen Mücken entgegen. Schlechte Hütten, die Speise, welche uns die Erde; und der Trank, welchen uns ein reiner Bach von selbst und freywillig darbiethet, wären für Reisende, wie wir sind, und für einen so kurzen Weg gut genug gewesen. Und so weit hat der Philosoph von Genf Recht.

* * *

Aber wir haben unsere Bedürfnisse, und damit unser Elend selbst vervielfältiget. Die Menschen überhaupt leben in dieser Welt, als ob sie ihnen zum ewigen Aufenthalte bestimmt wäre. Wie man von den Caraiben sagt, daß ihre Vorsicht ins Künftige sich nicht auf den Abend erstreke: so beweisen wir alle durch unsere Handlungen, daß wir an den Tod wenig oder gar nicht denken, und alle in diesem wichtigen Mangel der Vorsicht Caraiben sind.

* * *

Was hat das menschliche Geschlecht dabey gewonnen, daß Städte, Schlösser und Paläste gebaut, und die Menschen durch Gewalt, Aberglauben und Gesätze in grosse Gesellschaften, wie Schaafe in den Pferch, zusammen getrieben worden? Das Loos der wilden Thiere in den entlegnen Wäldern und Wüsten ist nur dadurch beneidenswehrt geworden. Millionen Menschen sind jezo nur um weniger einzelnen Menschen willen da, die mit ihnen, wie mit Kinderuhren umgehen, sie nach Gefallen stellen, und wann sie wollen, zerbrechen.

* * *

Das Glüke geht mit uns um, wie die guten Mütter und Ammen mit den Kindern. Sie stillen ihren in Thränen ausbrechenden Schmerz mit Zukerbrod und Spielwerk. Aber die Kinder wachsen zum männlichen Alter heran, und sehen ihr vergangenes und gegenwärtiges Elend nur zu deutlich ein. Man stelle sich einen Menschen vor, welcher durch die Macht eines Zauberers in einen hundertjährigen Schlaf versenket würde, in welchem er aber eine ununterbrochene Reihe der angenehmsten Träume hätte. Wäre dieser Mensch in diesem Zustande glükseelig? Und wo solte sich der Thor finden, der wohl und deutlich von der Sache unterrichtet nicht jeden andern wachenden Zustand diesem glükseeligen Traume vorziehen würde? Es sind Bedingungen möglich, unter welchen ein solcher hundertjähriger Traum einem hundertjährigen wahren Leben in gewissen Umständen vorgezogen werden könte; aber ich rede hier von der Sache überhaupt.

* * *

Der Menschen Innerstes hat sich vor dem Auge des Philosophen umsonst verborgen. Des Menschen Herz ist voll Unruhe, voll eitler Wünsche, deren Erfüllung theils nicht möglich ist, theils vergeblich, und nur neuer Wünsche Saamen wäre. Wir suchen unsern Zustand unaufhörlich zu verändern, zum deutlichen Beweise, daß es uns in keinem recht wohl ist, oder daß wir nicht glükseelig sind. Eine thierische Eigenliebe ist der Grund unserer Handlungen. Wir suchen alles von uns abhängig zu machen; alles soll uns zum Opfer dienen; alles thun wir in Absicht auf uns. Was ist auch natürlicher als dieses, da die Leiber und die leblosen Körper alle zerstöhrlich sind, und kein Grund da ist, warum ein unsterblicher Geist mit seinem Staube anders umgehen solte. Was unser Leib

bezwingen kan, ist sein Eigenthum. Das ist das Recht, das ihm die Natur gegeben hat. So denkt ein Thier ganz natürlich; Geist und Leib aber machen ohne Unterschied ein Thier, und der Mensch hat vor andern Thieren, wenn sich seine Seele von jener Seelen nicht unterscheidet, keinen wahren, wesentlichen oder etwas bedeutenden Vorzug.

* * *

Niemals werden wir uns glükseelig schätzen, wenn unser Wille nicht erfüllet wird, und niemals kan in diesem Zusammenhange der Dinge, in diesem Leibe unser Wille ganz erfüllet werden, ohne daß nicht etwa eines einzeln, nein, vieler ja, aller übrigen Menschen Wille unerfüllt bleibe. Wenn die Glückseeligkeit nicht ein Räthsel ist, welches einmal ein witziger Kopf sich zur Lust erdacht hat, damit die Menschen, besonders die Philosophen, sich die Köpfe darüber zerbrechen mögten: so muß sie doch, sie sey, was sie wolle, ein gemeines Gut aller Menschen, oder ein Gut seyn, woran alle Menschen einen gleich gegründeten Anspruch haben. Es ist aber keine Glükseeligkeit hier möglich, die allen gleich zukomme. Was dem einen Vergnügen macht, dessen Beraubung ist allemal des andern Schmerz. Meine Absicht wird erreicht, weil des andern seine unerreicht bleibt. Warum ist die Begierde, vollkommner als andere zu seyn, oder andere zu übertreffen, uns allen natürlich? Glükseelige aber wollen sich einander nicht übertreffen; sie wollen nicht vollkommner als andere seyn, wohl aber sich mit dem vollkommnern vereinigen, und freywillig von ihm abhangen. Gesezt, es wäre, und der Himmel weiß, in welcher Einöde, ein Glükseeliger; würde seine Glükseeligkeit mit dem Anblicke des Elends so vieler Tausenden bestehen können? Mit welchem Vergnügen kan derjenige essen, welcher tausend um sich herum Hungers sterben sieht?

* * *

Die Thorheiten, Vorurtheile und Irrthümer anderer machen uns ein Vergnügen, und erhöhen unsere Weisheit. Die Dunkelheit anderer Namen macht den unsern heiter. Anderer Armut ist unser Reichthum. So machen wir immer Eroberungen über uns selbst; so ist ein Mensch des andern Opfer und Raub. So ist es dann mit unserer Vollkommenheit und unserer Glükseeligkeit beschaffen!

* * *

Den Menschen kennen, heißt die wahren Gründe wissen, aus welchen er handelt. Der Mensch handelt aber theils blos nach thierischen Trieben; theils nach gewissen angebohrnen Begriffen, oder geistigen, oder, wenn man lieber will, moralischen Trieben; theils nach idealischen Begriffen. Der nach thierischen Trieben handelnde Mensch ist in Ansehung seiner Gemüthsart weder gut noch böse; sondern man muß sagen, daß die Menschen von Natur zum Theil zur Bosheit, zum Theil zur Gutheit, zum Theil zu einer Mischung von Bosheit und Gutheit geneigt, und, um sie mit den Thieren zu vergleichen, theils als gebohrne Wölfe, theils als gebohrne Schaafe, theils als Thiere mittlerer Art zu betrachten sind. So können wir uns der Gemüthsart eines Menschen, der ganz ausser aller menschlichen Gesellschaft in der Wildnis aufgewachsen, nicht auf die natürliche Gemüthsart aller andern schliessen. Jener wilde Mensch kan, wie ein Wolf; ein anderer Wilder wie ein Schaaf seyn. Die Erfahrung bestättigt meine Meinung, und die Gemüthsart eines natürlich Boshaften wie eines natürlich Gütigen verrahten selbst beyder verschiedene Gesichtszüge. Die Menschen verfahren bey ihren Entschlüssen und Handlungen auf mancherley Art, die sie von einander unterscheidet. Geschwindigkeit oder Lebhaftigkeit, Feuer,

Nachdruk, Beständig- oder Dauerhaftigkeit sind bald in verschiedener Mischung und Graden beysammen, bald getrennet. Was man von solchen Erfahrungen abstrahiret hat, hat man mit dem Namen des Temperaments bezeichnet, und die Menschen nach ihren Temperamenten unterschieden. Die Menschen erwählen sich zu den Vorwürfen ihrer Beschäftigungen diejenigen, welche ihrer natürlichen Gemüthsart und ihren Temperamenten die gemässesten sind. Die Eintheilung der Menschen in Ehrgeizige, Wollüstige und Geldgeizige gefällt mir nicht. Ein Cholerischer kan geldgeizig, ein Sanguinischer ehrgeizig, und ein Melancholischer wollüstig seyn, ob sich gleich die Verschiedenheit des Temperaments bey jedem dieser Ehrgeizigen, Wollüstigen und Geldgeizigen deutlich äussern wird. Wenn man vom Begriffe des Ehrgeizes, der Wollust und des Geldgeizes alles das absondert, was schon zur natürlich-boshaften, guten oder mittlern Gemüthsart der Menschen und ihrer natürlichen oder angebohrnen Handelsweise, die ich das Temperament nenne, gehöret: so wird dasjenige, was übrig bleibet, zu den vorübergehenden oder veränderlichen Leidenschaften zu rechnen, und ein freyes idealisches Werk der Seele seyn. Die künstlich erregten Triebe sind von den natürlichen wohl zu unterscheiden. Das Genie unterscheidet sich vom Temperament, und die Menschen unterscheiden sich dadurch nicht minder als durch das Temperament.

* * *

In Ansehung der moralischen Triebe kommt es hauptsächlich darauf an, ob wir von einem Rechte und Unrechte und einer Glükseeligkeit, als dem lezten Endzweke unsers Seyns angebohrne Begriffe haben? Es ist aber von dieser Seite der Mensch noch am wenigsten bekannt. Gesezt aber, daß wir solche angebohrne Begriffe hätten: so ist nichts natürlicher, als daß wir, in wie fern wir uns selbst dirigiren, und die Seele

aus ihren eigenen innersten Principiis handelt, auch bey der Einrichtung aller unserer Handlungen den von Recht und Glükseeligkeit uns angebohrnen Begriffen gemäß verfahren werden; da aber die Erfahrung hiermit nicht übereinstimmt, so müsten wir von etwas ausser uns dirigiret werden, und solches eine mächtige Herrschaft über unsere Seele haben. Die idealischen Begriffe bildet sich die Seele nach ihrer Freyheit, und die Natur des Menschen müssen wir nach diesen frey gebildeten Begriffen nicht beurtheilen. Die Verschiedenheit der Sitten und moralischen Denkensarten der Menschen sind bekannt, und aus den verschiedenen Systemen der Philosophen, den Werken der Dichter und Redner jeden Jahrhunderts lernen wir den Menschen von dieser Seite am besten kennen. So war der großmüthige *freye Römer*, ohne die Wahrheit der Geschichte in den mindesten Zweifel zu ziehen, kein *natürlicher*, sondern ein *künstlicher*, nach seinen idealischen Begriffen handelnder Mensch.

* * *

Die Menschen können nach dem Leben, das sie führen, und ihrem Schiksale wieder in verschiedene Classen eingetheilet werden. Sie führen zum Theil (und die allermeisten) ein mehr thierisches als geistiges Leben; zum Theil (und die wenigsten) ein mehr geistiges als thierisches Leben. Unter leztern unterscheiden sich die *betrachtenden* Menschen, die ihrer philosophisch bewust, und natürlich bestimmt sind, die andern zu dirigiren. Die erstern werden dirigiret, und wenige von solchen unterscheiden sich von dem groben Hauffen der übrigen, welche fast nur als Maschinen und Werkzeuge brauchbar sind. Es unterscheidet sich fast jeder einzelne Mensch von dem andern durch gewisse ihm eigne Meinungen und einen ihm eignen Geschmack, und ganze Völker sind so sehr an Genie, Gesäzen, Religion, Sitten und Gebräuchen unterschieden, daß diejeni-

gen, welche die Natur der Menschen untersuchen, fast nicht mehr wissen, was natürlich und künstlich (factitium) ist. Wenn aber die Natur sich nicht widerspricht, einförmig und unveränderlich ist: so ist alles dasjenige, worinn die Menschen so verschieden sind, als etwas erkünsteltes oder als ein idealisches Werk der Seele anzusehen, und nur das natürlich, was man bey allen beständig und ungeändert antrift, daß also die natürliche Gemüthsart, das Temperament, Genie und die Empfindungen, welche die Lage des Körpers verschiedentlich verändern, als Hunger, Durst, Schlaf, Schmerz, Vergnügen, die Haupt- und Wesentheile des Begrifs vom wahren natürlichen Menschen seyn werden. Die Lebensart des natürlichen Menschen ist also nicht mannigfaltiger, als gedachte Empfindungen sind, und in seinen Beschäftigungen ausser dem, die nicht groß seyn können, wird er von seinem Genie dirigiret. Gegen andere Menschen oder Thiere verhält er sich nicht anders, als ein böses oder gutes Thier, und ist entweder mitleidig oder grausam. In allem übrigen ist der Mensch von der Natur sich selbst überlassen worden, und wie ein Wachs aller Eindrüke und aller Formen fähig. Man darf sich also über die Verschiedenheit der Sitten und moralischen Begriffe der Menschen so sehr nicht mehr verwundern. So bald Menschen einmal sich der Direction anderer unterwerfen: so ist alles aus ihnen zu machen.

* * *

Die Menschen, nach ihrem Schiksale betrachtet, sind nach den Himmelsgegenden und der verschiedenen Beschaffenheit des Landes, dessen natürliche Bewohner sie sind, an Geist oder Genie, Leibesstärke, Gestalt, Farbe und sonst in mehr als einem Betrachte unterschieden. Die Religion und Gesätze, nebst dem herrschenden Geschmacke in Absicht auf Sitten, Künste, Wissenschaften, und überhaupt in Ansehung aller Vorwürfe

unserer Leidenschaften; diese entweder Tyrannen oder weise und gütige Regenten, welchen uns die Geburt schon unterwirft, sind hier in vorzügliche Betrachtung zu ziehen. Dort sind die Götter schwarz; hier weiß, und so ist unser Schiksal. Die Umstände, in welchen die Menschen gebohren werden, und die von unserer Wahl nicht abhangen, verdammen einige zu den niedrigsten Sorgen des Leibes, wobey sie einer Seele fast entbehren können. - Sie und ihr Vieh, ihr Vieh und sie bestellen den Acker. Andere bringen ihr Leben mit Geschäften, die den Leib nicht minder angehen, zu, welche aber in so ferne edler genennet werden können, als die Seele etwas mehr mit arbeitet, und man merket hoffentlich schon, daß ich von Künstlern rede. Eine kleine Anzahl Menschen unterscheidet sich dadurch, daß sie nichts thut, und alle übrigen Menschen sind ihre Ameisen, Hamster, Bienen, Biber, Seidenwürme und Singvögel. Einige ihre Aelstern, Papagoyen, Affen und Raben. So sammlen tausend Menschen für einen oder wenige die verschiedenen Nahrungsmittel und Reizungen des Gaumens; andere bauen die Paläste, worinn die Faulheit ruht; andere weben den Purpur, welcher oft Dummheit und Niederträchtigkeit bedekt; andere vergnügen das Ohr des Wollüstigen mit mühsam erlernten Tönen. Andere sind darum da, um die Gebärden der Grossen, wie die Affen, nachzumachen, und um ihre Worte, wie die Papagoyen, nachzuschwäzen. Andere müssen dem grossen Hauffen mit der Beredsamkeit der Aelster vorschwätzen, und was können dieß anders seyn, als die M* n* st* r* und Pf**? Die Raben; wer kennt sie nicht? Wo ist der Regent, der nicht Diebe im Solde hat, die für ihn (und auch für sich selbst) stehlen? Kurz: Die Menschen, ihrem Schiksale nach, sind Spartaner oder Iloten.

* * *

Welch einen Begriff soll ich von der sogenannten schönen und grossen Welt geben? Ist sie ein Siechhaus voll lauter Kranken, die von Taranteln von besonderer Art gestochen worden, und deren Krankheit, wie es scheinet, nichts als Karten, Maskeraden, Gastereyen und die gröbste Unzucht unter den feinsten Namen heilen kan? Ein Siechhaus voller Kranken, die sich allein für gesund und schön halten, und welche von Millionen Menschen mit Verlust ihrer Gesundheit und Lebens verpfleget werden? Der Arzt, der Weise, welcher sie mit den wahren und besten Mitteln seiner ächten Kunst heilen will, dienet ihnen zum Gespötte. Er allein ist von keiner Tarentul gestochen, und was kan solchen artigen Tänzern und Spielern lächerlicher seyn, als ein gesunder Mensch, welcher mit natürlichen Schritten bedachtsam einher geht, und statt der Karten die heiligen Blätter des Buchs der Weisheit in der Hand hat? Doch man siehet diese fröhlichen, diese heiteren Gesichter auch von Runzeln der Traurigkeit ins Kürzere zusammen gezogen, und an den Weisen kommt auch die Reihe zu lachen, wenn er mit Heraclit nicht lieber weinen will. Spiel, Tanz und Wollust haben ihre leeren Zwischenräume, welche Langeweile, Ekel, Unlust und Reue erfüllen. In wenigen Jahren wird diesen schönen, diesen Menschen von feinerem Stoffe ihr voller Bauch und leeres Gehirn gleich unerträglich seyn. Tunc risum teneatis amici! *

* * *

Sind wir unsterblich; welche Beschäftigungen für unsterbli-

* Diese grosse oder schöne Welt ist allerdings einer andern und vortheilhaftern Beschreibung fähig; allein hier ist die Rede von philosophischen Gedanken, und selbst in der grossen Welt philosophirt man von der grossen Welt ungefähr auf gleiche Weise.

che Seelen? Sind wir sterblich; wie thöricht handeln wir, daß wir unsere Dauer so mutwillig verkürzen, und nicht durch tausendfache Würkungen, durch eine ununterbrochene lange Reihe von Gedanken sie zu verlängern suchen? Dieses wäre ein unfehlbares Mittel, aus wenigen Jahren der Sonne Jahrhunderte des Verstandes zu machen. Das physische Leben sey so kurz als es will; im Lauffe des moralischen Lebens sind Augenblike Jahre. Und so siehet ein Philosoph die Sache an; so vergleicht er die Menschen mit einander, und findet eine Gleichheit in ihrer Lebensdauer. Sterben Kinder in der Wiege, so sezt er sterbende Greise, welche das Alter wieder zu Kindern gemacht hat, in dieselbe Todesliste. Vergangener Schmerz und vergangenes Vergnügen sind von einander nicht unterschieden. Das Vergangene hat die Eigenschaft, daß es allen Unterschied aufhebet. Es gleicht der Nacht, welche allen Dingen nur eine Farbe, nur eine Gestalt giebt. Der bis zum lezten Tage eines Jahres gesunde; am lezten aber erkrankende Mensch, und der von einer, wie jenes Gesundheit, gleich langen Krankheit am lezten Tage gleichen Jahres sich völlig erholende Kranke sind beyde in gleichen Umständen. Diesem ersezt der erste Tag seiner Gesundheit das Ungemach der jährigen Krankheit, und durch einen Tag Krankheit verliehrt jener die Gesundheit eines Jahres. Dieser ist nun nicht mehr gegen jenen unglüklich; jener nicht mehr gegen diesen glüklich. Man vergleiche die Menschen nach ihren wahren Verhältnissen mit einander, und allemal ein ganzes Leben mit einem ganzen Leben; man nehme endlich alle Relationen oder Verhältnisse, in welchen die Menschen mit einander stehen, zusammen: so haben wir ein *relativisches* Ganzes oder eigentlich nur *einen* Menschen zu betrachten, der glükseelig oder unglükseelig oder keines von beyden ist.

* * *

Dieses hebt indessen das würkliche Uebel nicht auf, welches die Menschen einzeln empfinden. Ein Philosoph kan jedoch alle Menschen sich als eines gleichen Schiksals gewürdigte Geschöpfe vorstellen, und je mehr Vergleichungen er anstellt, desto mehr wird er in seinen Schlüssen bestärkt werden. Man sondere von eines Menschen Jahren die ganze Zeit ab, wo er nicht an sich gedacht hat; man ziehe von eines Jünglings schönen Gestalt alle die Vortheile ab, die er daraus nicht gezogen hat, und man rechne ihm so viel an der Schönheit ab, als er durch Lüderlichkeit einen Misbrauch davon gemacht hat; man ziehe am Reichthum so viel ab, als der Geiz ungebraucht läßt, und der Ueberfluß Sorgen macht; man ziehe am Verstande so viel ab, als zur Selbsterkenntnis nicht angewendet wird; an der Gelehrsamkeit so viel, als in diesem Leben entbehrlich und in jenem unbrauchbar ist; ein Bayle ziehe von seinem Ruhme ab, was an Lob und Beyfall in unsern an Baylen armen Zeiten den elendesten Sammlern, welche in der Republic der Bienen kaum zu Wasserträgern tüchtig seyn würden, selbst in den besten unserer gelehrten Tagebüchern verschwenderisch beygeleget wird; man ziehe denn alles dieses von den Vortheilen und Vorzügen einiger Menschen ab: so wird die Ungleichheit so groß nicht mehr seyn, und wenn jeder Mensch in etwas wieder einen Vortheil für dem andern haben solte: so wird gar bald eine völlige Gleichheit herauskommen. Es ist nicht erst meine Anmerkung, oder vielmehr wahrscheinliche Vermuthung, daß, wenn die Menschen ihr Gutes und Uebel in diesem Leben auf zwey abgesonderte Hauffen zusammen würfen, jeder wieder zu dem seinigen greiffen und solches vorzüglich für des anderm seinem erwählen würde.

* * *

Es leben aber die Menschen nicht alle in den Umständen, in

welche sie die Geburt versezt hat, so schlechtweg fort, und beschäftigen sich nur mit den Vorwürfen, welche sich ihnen von selbst darbiethen: sondern sie bilden sich auch idealisch einen Zustand, machen ihn zu ihrem Hauptzwek, und richten alle ihre Bemühungen und Würkungen dahin, diesen Hauptzwek zu erreichen. Einigen gelingt alles; alles geht ihnen, wie man sagt, nach Wunsche; andern mislingt alles; sie sind in allem so unglüklich, wie jener Engelländer, welchem alles so sehr mislunge, daß er zu glauben oder zu sagen bewogen wurde, GOTT würde, wenn er ein Hutmacher geworden wäre, Menschen ohne Köpfe erschaffen haben, damit er sein Fortkommen nicht finden solte. Dieses hat betrachtende Menschen längst auf den Gedanken eines besondern Schiksals jedes Menschen gebracht. Eine metaphysische Ausführung dieser wichtigen Materie schikt sich hieher nicht. Ich will also meine Meinung hiervon mit wenigem, und so deutlich als es mir nur möglich ist, eröffnen. Es sind Millionen Menschen verdammt, sich mit den niedrigsten Sorgen des Leibes zu beschäftigen, und solche sind dem grossen Hauffen der gemeinen Soldaten eines Heeres gleich, welche ohne Unterscheid zum Sturme commandiret werden, und da es gleichgültig ist, welcher von ihnen die Wälle ersteigt oder fällt. Es sind hingegen wenigen Menschen, wie den Generalen vom obersten Feldherrn, gewisse Rollen zugetheilt, von welchen sie nichts loszählen kan. In der Grundverfassung oder ursprünglichen Einrichtung der Welt liegen unstrittig solche unvermeidliche Begebenheiten, welche wir Schiksale oder Verhängnisse nennen. Es sind aber Begebenheiten möglich, welche in derselben Welt sich so wohl eräugnen als nicht eräugnen können, deren würkende Ursachen *freye* wesen, und welche also nothwendig zuzulassen sind, wenn alle Freyheit der Geister nicht ganz und all zu offenbar aufgehoben werden soll. Diese zufällige Begebenheiten sind die Vorwürfe der Vorsehung, welche

ich also vom Schiksale unterscheide, und diese Begebenheiten lenket die Vorsehung, ohne ihre Natur im mindesten zu verändern, theils in besonderer Rüksicht auf jene unvermeidliche Begebenheiten, theils überhaupt, damit auch in der moralischen oder freyen Welt alles so schön zusammen stimme, als in der mechanischen. Es kan auch ein Ungefähr in gewissem Sinne zugelassen, und ein Glük oder Unglük genannt werden. In dem Sinne findet es nemlich nicht statt, da es eine Würkung ohne Ursache heissen soll; auch in dem Sinne nicht, da es eine Begebenheit seyn soll, welche von der Herrschaft der Vorsehung ausgenommen wäre. Es ist aber ein anders, der Vorsehung unterworfen, und ein anders, ihr würklich gegenwärtiges Object seyn. Es kan diese oder jene kleine Begebenheit, welche freye Wesen zur würkenden Ursache hat, der Vorsehung, in Absicht auf ihren Endzwek, gleichgültig seyn. Ein Ungefähr ist also eine Würkung, welche ihre Ursache, womit aber es folgende Bewandnis hat. Es würken freye Wesen, ohne es zu wissen, oder ohne gleiche Absicht zu haben, zusammen, und aus ihren Würkungen entsteht eine Begebenheit, welche sie alle nicht intendiret haben. Diese von ihren Ursachen nicht intendirte Würkung nenne ich ein Ungefähr. So begegnen Wagen und Schiffe einander, ohne eben von der Vorsehung zusammen geführet zu werden. So vereinigt aber die Vorsehung auch oft Menschen mit einander, welche zusammen Würkungen herfürbringen sollen, bey welchen das Ganze, so zu reden, interessiret ist.

* * *

Unter den Menschen thun sich einige wenige, und in seltenen Zeiten herfür, welche Wesen einer höhern Classe zu seyn scheinen, und daher als Genii oder Genies betrachtet und vorzüglich also genennet werden. Zu der völligen Ausbildung dieser Genies werden oft Jahrhunderte erfordert, und sie sind aller-

dings Geschöpfe des Schiksals und der Vorsehung. Es entstehen durch sie die grösten Veränderungen in der moralischen Welt; neue Religionen, Sitten, Gesäze, Geschmak; kurz, ein neues Menschensystem. Sie machen den Unterscheid zwischen Weisen, Klugen, Thoren, Tugendhaften und Lasterhaften am merklichsten. Diese grossen Menschen sondere ich von den übrigen ganz ab: sie erscheinen, entfernen sich und kommen wieder als Kometen.

* * *

Hier sagt ein Philosoph; dort ein Dichter: Alle Menschen sind Thoren. Doch werden bald wiederum einige ausgenommen, und man spricht von Weisen und Thoren. Aber was ist denn eigentlich ein Thor? Es ist der Mühe wehrt, den Begriff von ihm zu bestimmen. Ein Thor ist derjenige, welcher den wahren Wehrt der Dinge nicht kennt, und also unrichtig schäzt, folglich hochachtet, was er verachten; und verachtet, was er hochachten solte. So wie er nun den Wehrt der Dinge unrichtig schäzt: so wird er auch bey seinen Handlungen verfahren, und so wird er sich in Glük und Unglük betragen. Was ist also ein Weiser? Welcher den wahren Wehrt der Dinge kennt, hochschäzt, was Hochachtung; verachtet, was Verachtung verdient, und nach der Käntnis, welche er vom wahren Wehrte der Dinge hat, bey seinen Handlungen verfährt, und in Glük und Unglük sich darnach beträgt. Wie unrichtig stellen sich die den Weisen für, welche ihn für unempfindlich halten? Aber wie unterscheiden sich die edlen und prächtigen Klagen erhabener Geister vom Jammer gemeiner Seelen? Ja, auch in anderm Betrachte kan sich der Körper eines Weisen in einer Lage befinden, wo die Seele zu wenig Herrschaft mehr über ihn hat. Man muß sich allemal mit dem Weisen zugleich den Menschen vorstellen. Es läßt sich unabhängig von einem Naturgesäze eine Tugend gedenken. Die

Fertigkeit, dem Naturgesätze gemäß zu leben, ist nur die Art der Tugend, welche man die Gerechtigkeit nennt; sie ist die Gerechtigkeit, welche wir gegen uns selbst und gegen andere ausüben, indem wir die uns und andern schuldige Pflichten auch den dem Gesätzgeber schuldigen Gehorsam erfüllen. Aber unabhängig von einem Naturgesätze stelle ich mir eine Tugend oder einen grossen Menschen vor, welcher sich mit den größten und edelsten Vorwürfen mit einer Lebhaftigkeit, Nachdruk und Beständigkeit in einem vorzüglichen Grade beschäftiget, und seine Würkungen mit Vergnügen auf den Nuzen anderer oder das Gute überhaupt (in diesem Sinne) dirigiret, und diesen grossen Menschen nenne ich tugendhaft, und einen Weisen im vorzüglichen Sinne, wenn er ein Gesätzgeber oder Lehrer ist; einen Helden aber, wenn er an der Spitze eines Heeres sein Volk oder Vaterland schüzt. Wer ist aber in diesem Falle lasterhaft? Wer sich mit den niedrigsten Vorwürfen also beschäftigt, daß er seine Würkungen mit Vergnügen auf den Schaden anderer richtet, oder nur Böses (in diesem Sinne) zu thun, und darinn Vergnügen sucht. Wer sich zwar mit an sich grossen Vorwürfen beschäftigt, aber auf das Böse seine Absicht allemal richtet, der wird als ein grosser, vornehmer oder berühmter Lasterhafter (Illustre scélerat) bemerkt und also genennt.

* * *

Es thut nichts zur Sache wenn die Tugend, in diesem Verstande genommen, ein Ziel ist, welches nicht von allen Menschen erreichet werden kan. Man nehme dieses Wort, in welchem Verstande man wolle; die Anzahl der Tugenhaften bleibt doch allemal mehr als klein. Aber ohne Tugend ist keine Glükseeligkeit, und alle Menschen haben gleichwohl einen gleichen Anspruch auf die Glükseeligkeit. Die Sache verhält sich anders. Ein Tugendhafter und ein Glükseeliger sind nicht eine

Person.

Person. Es ist der grösten Mühe wehrt, den Begriff von der Glükseeligkeit recht genau zu bestimmen.

* * *

Die Glükseeligkeit ist entweder ein Wort, welches noch keinen Sinn hat, und worunter also ein jeder verstehen kan, was er will, und in diesem Falle wäre es fast nicht der Mühe wehrt, sich dabey länger als einen Augenblik aufzuhalten; oder alle Menschen verstehen darunter, jeder in seiner unbestimmten Sprache, wenigstens überhaupt einen Zustand, welcher mit seinen liebsten Wünschen, seinem Verlangen, seinen Hofnungen und Absichten am vollkommensten übereinstimmt; der Philosoph aber einen Zustand, in welchem und durch welchen der Zwek unseres Daseyns am völligsten erreichet wird. Wenn nun die Rede von einer in diesem Leben statt findenden Glükseeligkeit, und welcher alle Menschen fähig seyen, seyn soll; so frage ich billig, ob man sich eine von unserm Körper oder dessen mannigfaltigem Zustande unabhängige Glükseeligkeit einbilde? Aber wenn ich nun den Körper in eine Lage seze, in welcher er die grösten Schmerzen leidet; wo ist alsdann der glükseelige Mensch? Wäre er in diesem Falle in einem andern Sinne glükseeliger, als ein Kind, welchem die Amme Zucker giebt, indessen die Mutter es mit der Ruthe hauet? Wer wolte sich eine solche lächerliche Glükseeligkeit einbilden? Aber, sagt man, der Mensch ist allemal glükseelig, wenn die Summe der Güter, die er genießt, oder geniessen kan, grösser ist, als die Summe der Uebel, die er nicht vermeiden kan. Dieses lautet schön und tröstlich; allein ein Matrose, welcher auf dem Schiffe nur die Hälfte seiner täglichen Kost bekommt, ist darum noch nicht satt, wenn er gleich nicht Hungers

stirbt; er ist darum noch nicht satt, wenn er gleich andere verhungern, und sich also in Vergleichung mit diesen glüklicher sieht. Aber ein gutes Gewissen kan doch den Namen eines wahren Guts, einer wahren Glükseligkeit verdienen? Ein gutes Gewissen ist allerdings ein grosser und wahrer Trost; aber was ein Trost ist, ist darum noch keine Glükseeligkeit. Der Matrose ist darum noch nicht satt, wenn ihm sein Gewissen gleich das Zeugnis giebt, daß er mit seiner schweren Arbeit die völlige Tagskost, ja noch mehr verdienet habe. Unsere Seele ist endlich entweder sterblich oder unsterblich. Ist sie sterblich; welch eine Glükseeligkeit, auf welche der Tod folgt? Eine Lust von flüchtiger Dauer, auf welche ein Uebel, Ekel oder Reue folgt, wird für keine wahre Lust gehalten. Unsere Sittenlehrer ermüden uns recht mit solchen Anmerkungen. Und Glükseeligkeit und Sterblichkeit solten zusammen bestehen können? Welch ein Unterschied im Grabe zwischen dem todten Glükseeligen und dem todten Unglükseeligen? Doch ich gerahte in die Gefahr, zu wiederholen, was ich schon gesagt habe. Ist nun unsere Seele unsterblich; ist ihre Dauer unendlich: Was sind wir in diesem kurzen Zeitraume anders als Kinder? Laßt uns also erst, wann wir das männliche Alter in jenem Leben erreicht haben, von einer Glükseeligkeit reden. Geister, die in ihrer Kindheit die Glükseeligkeit suchen, gleichen Schulknaben, welche sich um Ehrenämter bewerben.

* * *

Was ist also der wahre Begriff von der Glükseeligkeit? Sind wir als Menschen keiner fähig; welcher sind wir denn als Geister fähig? Ich muß noch, ehe ich mich näher erklähre, den Begriff, welchen man sich von einer Glükseeligkeit,

welcher wir, wenn wir nur wollen, theilhaft seyn könten, zu machen gewohnt ist, genauer zergliedern. Man versteht entweder darunter eine in der Einbildung bestehende Glükseeligkeit, welche die Glükseeligkeit der Thoren genennet werden könte, und dabey halte ich mich nicht auf; oder eine zwar nicht reelle, sondern idealische, aber gleichwohl nicht chimärische Glükseligkeit, wo man nemlich in Erreichung einer gewissen Absicht sein höchstes Gut sezt, als ein Regent in der Aufnahme seiner Staaten, ein Vater in der guten Erziehung seiner Kinder u. s. w. und alsdann kan man zwar der Mode zu Gefallen oder Misbrauchsweise (abusive) sagen: Der glükseelige Regent, der glükseelige Vater; jedoch niemals der glükseelige Mensch. Wolte man aber behaupten, daß *unter der Bedingung*, daß *wir das Naturgesez erfüllten*, es nur von uns abhienge, in jenem Leben wenigstens glükseelig zu werden: so habe ich für jezt nur dieses darauf zu antworten, daß hier die Frage nur davon sey, worinn die Glükseeligkeit eigentlich bestehe, und nicht, wodurch sie erlangt werde, oder was uns des Genusses oder Besizes derselben fähig mache? Es ist aber ohne einen Generalbegriff von der Welt, und mit solchem eine ganze Metaphysik voraus zu schicken, sehr schwer, den Begriff von der Glükseeligkeit, deren wir in diesem Leben fähig sind, recht genau zu bestimmen, und allen Einwürfen vorzukommen. Was folget, sind nur wenige Gedanken, die sich vom Gedränge der übrigen gleichsam losgewikelt oder losgerissen haben.

* * *

Die absolute Welt, oder wie sie an sich ist, ist eine Reihe mit einander verknüpfter Substanzen. Es würde mich zu weit führen, hier die metaphysischen Fragen zu untersuchen, ob

unsere Seele in jenem Leben auch einen Leib haben, und in welchen Verhältnissen sie mit den übrigen Körpern stehen werde; imgleichen ob die Körper oder ihre Grundtheile auch als Substanzen anzusehen seyen? Ich will mir also lieber eine blose Geisterwelt vorstellen. Die Geister muß man sich aber nicht als specalirende Einsiedler einbilden; auch sind sie in immer höhern Classen von einander unterschieden. Dieses voraus gesezt, ist bey Bestimmung des Begriffs von der Glükseeligkeit billig zu unterscheiden dasjenige, was sie, wenn sie statt haben soll, voraussezt, was ihr Materiale und ihr Formale ist. Sie sezt aber so viel Gutes, als das Wesen, das glükseelig seyn soll, fähig ist, und eine Abwesenheit alles dessen, womit sie nicht zugleich bestehen kan, folglich alles Uebels voraus. Unter dem Guten verstehe ich hier alle Realitäten, welche in der Exsistenz unserer Seele sich unterscheiden lassen, und die ganze Summe aller Wirkungen, welche durch sie möglich sind. Der Zustand, in welchem sich die Seele befinden muß, wenn sie glükseelig seyn soll, und welcher unter allen ihren möglichen Exsistenzarten nothwendig die beste seyn muß, worunter ich denn auch das Materiale der Glükseeligkeit verstehe, ist derjenige Zustand, worinn sie periodisch jedesmal so viel Würkungen auf einmal herfür bringt, als erfordert wird, sich ihres Daseyns mit Freude bewust zu werden, und in dieser mit dem Bewustseyn ihres Daseyns verknüpften Freude seze ich das Formale der Glükseeligkeit. Ohne einer Seele Bewustseyn Ihrer selbst zu einer von Ihr selbst unterschiedenen Substanz zu machen, läßt sich nicht gedenken, daß eine Seele, indem sie würket, alle Würkungen, die auf ihr Würken erfolgen, vorher sehen solte; es bleibt dieses ein Vorrecht eines Wesens, das von sich selbst ist. Die endlichen Geister sind, wie ich vorausgesezt habe, keine Einsiedler; sie sind mit einander verknüpft, und ohne diesen ihren Zusammenhang wäre keine Welt. Sie würken zusammen, und sehen nicht

alle ihre Würkungen vorher. Es entstehen also unvermutete, aber im Reiche der Glükseeligkeit angenehme Begebenheiten, und diese unvermutete, aber angenehme Begebenheiten verursachen die Freude, welche das *Formale* der Glükseeligkeit ist. Diese sich mit einander also vereinigende Geister *lieben* einander *auf eine reine Art*: denn *unrein* oder *eigennüzig lieben* heißt nur, sich mit dem andern in einziger Absicht auf eigne Glükseeligkeit, ohne Absicht auf des andern gleiche Glükseeligkeit vereinigen. Wenn aber das Vergnügen, welches ich aus des andern Glükseeligkeit schöpfe, *nur darum* mir ein Vergnügen ist, und sonst keines seyn würde, *weil es des andern* Glükseeligkeit, und nicht *meine* zum Vorwurf hat: so ist meine Liebe unstrittig *rein*. Es läßt sich aber eine Vereinigung von Geistern auf keine andere als diese Art gedenken, und es ist hier eben oder ganz genau von *einem* aus der *reinen Liebe* entspringenden Vergnügen die Rede, welcher Vortheil also, der dem Liebenden hieraus entspringt, der Reinigkeit der Liebe nichts benehmen kan; man müßte sonst zu einer reinen Liebe erfordern, daß beyde liebende Theile (denn beyde befinden sich in gleichem Falle) ihrer selbst nicht bewust wären, oder beyde einander liebten, ohne Vergnügen aus dieser Liebe zu schöpfen. Ohne diese *reine Liebe* wäre keine Glükseeligkeit möglich: denn da die Wesen ins Unendliche immer vollkommener sind: so würden die minder vollkommene Wesen die grössere Vollkommenheit der andern ohne Neid nicht ansehen können. Aber die Vereinigung mit dem Vollkommneren, eine mit Ehrfurcht verknüpfte reine Liebe, stellt eine Art von Gleichheit wieder her, mit welcher kein Neid bestehen kan. Wenn das Object unserer Liebe so ungleich vollkommen ist, daß keine gemeinschaftliche Würkung mit ihm Plaz greift: so ist unsere Liebe mehr eine Anbehtung, und diese eigentlich der höchste Grad der reinsten Liebe.

* * *

Man wird ohne Zweifel hier den Unterschied zwischen Glükseeligkeit und Seeligkeit erinnern. Ich rede aber blos von der natürlichen Glükseeligkeit; die Seeligkeit ist eine positive Glükseeligkeit, welche im Genuß göttlicher Belohnungen besteht. Worinn aber solche Belohnungen bestehen, davon habe ich dem Leser keine Entdeckung versprochen.

Schluß:

So gewis als es ist, daß alle Lust, alle Schätze der Erde, alles, was sterbliche Sinnen und Begierden nur jemals gereizet hat, nicht hinreichend sind, uns in einen Zustand zu versetzen, welcher den Namen der Glükseeligkeit verdiente: so wenig folgt doch daraus, daß wir deswegen allen sinnlichen Ergezlichkeiten und Gemächlichkeiten des Lebens entsagen, und olches in einer traurigen Einöde beschliessen müßten. Es ist hierauf mit Unterschied zu antworten: Alle diese Güter, die uns das Leben angenehm und erträglich machen, sind Münzen, die nur in ihrem Lande gelten, und bey dem größten Hauffen der thierisch lebenden Menschen den stärksten Cours

haben. Für solche Kinder gehören solche Spielwerke; sie können ihrer nicht entbehren. Die einzige Lebensregel, welche ich diesem grossen Hauffen zuruffen kan, ist diese: **Seyd niemals müssig: beschäftigt euch! Bauet das Feld, welches das Schiksal für euch ausgesteinet hat, und denket nicht. Kurz: seyd Thoren, aber beschäftigte Thoren.** Kein *Theophrast*, kein *Seneca*, *Epictet*, kein *Antonin*, kein *Addison*, *Steele*, kein *Pope* werden euch zu Weisen machen. Ihr aber, die ihr die reinen Freuden der Seelen kennt, die ihr gefühlt habt, wie ungleich grösser das Vergnügen ist, welches die gefundene Wahrheit den forschenden Geistern gewährt; die ihr in dem Kriege mit den Thoren die grössten und edelsten Vorwürfe unsterblicher Seelen zur rühmlichen Beute davon getragen: ihr edlere und reinere Seelen beschäftigt euch in einer stolzen Entfernung vom übrigen Hauffen mit euren grossen Betrachtungen. Macht euch euren Körper durch eine strenge Mässigkeit unterwürfig! Verachtet die Sinnlichkeit, oder geniesset der kleinen Lust sparsam, nur im Vorbeygehen und ohne Anhänglichkeit. Steigt in die Tieffen des Meers, in die Klüfte der Erden, und entdekt ihre erste Gestalt! Sagt die Begebenheiten des Himmels, die Wiederkunft der Kometen voraus! Betrachtet die Wohnungen der Menschen, ihr Thun, ihre Sitten! Irret gedankenvoll und betrachtend in den Labyrinthen des menschlichen Herzens. Verfolgt den Strohm der Zeit von seiner Quelle an bis in die Gräber, wo er sich verliehrt, dann jenseits derselben wieder zum Vorscheine kommt, und sich in das Meer der Ewigkeit ergießt! Betrachtet das unermeßliche Leere, oder bewegt euch, wenn ihr könnt, im vollen Raume! Sezt eure Welt aus Atomen oder Monaden zusammen; oder theilt eure Materie ins Unendliche, oder erfindet neue und beßre Systemen! Baut dem groben Hauffen Tempel und Pagoden; in grösserer Anzahl aber Gefängnisse, Galgen und Rad. Schikt ihm von eurem Musen-

hügel eherne Gesätze herunter. Seyd ihm in der Ferne leuchtende Sonnen; ihr aber vergeßt selbst nicht, eure Augen zur wahren Sonne zu kehren, und würdig von eurem Schöpfer zu denken. Erwartet denn gelassen den Tag, welcher auf eure Nacht folgen wird!

Der Mensch,

oder:

Serens Klagen *.

Hier ist das Nachtgefild trostloser Traurigkeit!
O melancholisches Gebüsche,
Voll dunkler Stimmen, voll von nächtlichem Gezische,
Von magischen Gesängen oft entweiht!
Hier hört man unterirrdscher Stürme Sausen,
Und aus der Tiefe manches Jammers Schall,
Und der Verzweiflung wildes Brausen,
Gleich Niagarens Wasserfall!
Hier ist die Einkehr schwehrmutvoller Geister,
In fürchterlicher Mitternacht,
Des trägen Körpers nicht mehr Meister,
Den nun auf kurze Zeit der Schlaf zum Leichnam macht.
Hier liegt er, starr zum Tod, und traurig hingestrecket,
Von kaltem Schweise breit bedecket,
Vergebens öffnet Angst zum lauten Ach den Mund;
Beladen schwehr mit tödtend kühlem Schauer,
Umhängt mit schwarzem Flohr der allertiefsten Trauer,
Macht ein prophetscher Traum ihm dunkle Zukunft kund.

* Der geehrte Leser findet hier Fragmente eines Trauerspiels, welches der Verfasser Anfangs in der Absicht gehabt hatte. Er sehe also Serens Klagen als ein tragisches Soliloquium oder Selbstgespräch eines bis zur Verzweiflung traurigen Menschen an. Solte sichs nicht zwischen regularen und irregularen Trauerspielen unterscheiden, und z. B. Youngs Nachgedanken zu den lezten zählen lassen?

Hier irret jezt Seren, verfolgt von manchem Grame,
Den keine Sonne noch mit in das Weltmeer nahme,
In dem sie prächtig sich verliehrt;
Hier irrt er, tiefer stets im grossen Grame,
Hier sang er, und ich hört ihn sanft gerührt:

„ Soll ich in meinen Finsternissen
„ Der Hoffnung Sternenlicht noch missen?
„ Wie hart, in solchen Finsternissen
„ Nichts als des Unglüks Bliz zu sehn?
„ Wie? Wird es dunkler? Wird es trüber?
„ Was rührte mich und flog vorüber,
„ Und liesse mich erwartend stehn?
„ Doch ach, in meinen Finsternissen
„ Soll ich des Unglüks Bliz nur sehn!

„ Ihr Felsen, dekt mit euren Schatten
„ Ein Herz, das Wunsch und Gram ermatten!
„ Ihr Felsen, dekt mit euren Schatten
„ Ein seiner Ruh entrißnes Herz!
„ Nacht, sey ein Bild von meinem Kummer!
„ Ach, Traurigen entweicht dein Schlummer,
„ Den Sorgen feind und feind dem Schmerz!
„ O Felsen, dekt mit euren Schatten
„ Mein seiner Ruh entrißnes Herz!

„ Einsamer Fluß, der mir gefiele!
„ Noch seh ich deiner Wellen Spiele,
„ Fluß, der mir einmal nur gefiele,
„ Noch seh ich deinem Lauffe zu!
„ So wie er sich in Strohm verliehret,
„ Der einen prächtgern Namen führet,

„ Verliehrt im Gram sich meine Ruh.
„ Fluß, der nur einmal mir gefiele,
„ Wie traurig seh ich jezt dem Spiele,
„ Dem Buhlen deiner Wellen zu!

„ O Fall! ich zittre . . und mein Herze
„ Verzehret von vergiftem Schmerze,
„ Ich zittre . . und mein sterbend Herze
„ Verliehret sich im nassen Blik.
„ Mein höchstes Gut hab ich verlohren!
„ Unholder Tag, da ich gebohren,
„ O weich in jene Nacht zurük!
„ Mein höchstes Gut hab ich verlohren!
„ O weich, o Tag, da ich gebohren,
„ O weich in jene Nacht zurük!

„ Soll Nacht und Gram mich stets ermatten,
„ Beraubt der Sonne holden Scheins?
„ Abgründe, dekt mit euren Schatten
„ Die leere Stelle meines Seyns!
„ Soll Nacht und Furcht mein Herz ermatten,
„ Beraubet seiner Sterne Scheins?
„ Ihr höchsten Berge, füllt mit Schatten
„ Die leere Tiefe meines Seyns!

„ Noch nenn ich nicht den Schmerz, der mich unsterblich quälet;
„ Ich such ein mich, wie Gift, gleich tödtend Wort,
„ Das mich gleich einem Schwerdt entseelet,
„ Gleich einem Bley das Herz durchbort.
„ Schall durch die Wüsten weit, und schrek die Caravanen,
„ Schrek selbst die ruhnden Löwen dort,
„ Du meinem Schmerz noch unaussprechlich Wort!

„ Doch wird ein Allmachtsfunk auch meinen Leib zerstäuben,
„ O welch ein Untrost, ach! So Schmerz als Seele bleiben!
„ Vernichte dann das Meer, Hand, die den Donner hält,
„ Aus welcher, wenn sie sinkt, das Weltgebäude fällt!
„ Vernicht' den Ocean, und in der leeren Tiefe
„ Erschaffe Ruh und Schlaf für mich!
„ Und in der leeren Tiefe
„ Erschaffe Ruh für mich!
„ Doch ach, auch in der leeren Tiefe
„ Ist weder Ruh noch Trost für mich!

„ O wär der Pfeil, der von des Schiksals Bogen flieget,
„ So wie der Parther Pfeil, in tödtend Gift getaucht;
„ Ich hätte lange schon, vom wilden Gram besieget,
„ Mit einem kurzen Ach mein Leben weggehaucht!
„ Und ach, so hätt ich nicht so manche That gesehen,
„ Die vor dem Himmel und vor meinem Aug geschehen;
„ Vor welcher die Natur, wär sie, wie Zeno meint,
„ Die Augen weggewandt, und hätt aus Schaam geweint.
„ Säh ich den Himmel nur, wie er von Rache brennt,
„ Und roht, wie Blut, die Stern am hohen Firmament:
„ Säh ich die Sonne nur ins Chaos Nacht verhüllet
„ Und Erd und Meer mit Grauß und Todesangst erfüllet:
„ So säh ich sterbend doch, daß noch ein Richter ist,
„ Und niemand ungestraft der Unschuld Blut vergießt:
„ Daß ungestraft sich nicht ein Thor auf Thronen setzet,
„ Den Scepter gleich dem Bliz, die Kron gleich Sternen schäzet.
„ Dem Himmel gleich, der Thau und Regen reich verschwendt,
„ Der Menschen Blut verthut, und sich ihr Vater nennt;
„ Daß ungestraft sich nicht der Mensch die Freyheit rauben;
„ Verstand nicht zwingen läßt ins Joch vom Aberglauben;
„ Daß ungestraft nicht wird Eid und Altar verlezt;
„ Daß nicht der Weise irrt, der alles eitel schäzt;

„ Daß der nicht wohl gewählt, der dorten stirbt um Ehre;
„ Der Jüngling, welcher dort ertrinkt im Wollustmeere;
„ Der Geizige, erdrükt von goldner Ketten Last:
„ Daß du, o Weisheit, doch dein Recht behauptet hast!
„ Dies alles säh ich doch, und stürb . . . Es ist geschehen!
„ Des Unrechts Sieg sah ich; die Straf werd ich nicht sehen.

„ Dort prächtig still, wie unter Pyramiden,
„ Wie in Mausolschen Gräbern prächtig still;
„ Dort schau ich einen Ort, zu dem ich fliehen will.
„ Er ist ganz von der Welt geschieden;
„ Ein abgebrandtes Theil der Welt,
„ Von der Natur halb wieder hergestellt.
„ Dort siehet man von Schwefelströhmen,
„ Und von metallnen Ströhmen noch das Bette
„ Und dann das äusserste der diamantnen Kette,
„ Die durch die beyden Polen geht;
„ Einöden, die ihr mir dort traurig offen steht;
„ Dort, wo ein unbetracht Geschlechte,
„ Vielleicht beneidenswehrt, des Lebens bange Nächte
„ Einsiedlerisch durchträumt, stets glüklicher, als ich;
„ Dorthin, o Seele! flüchte dich.
„ Wie schweigend dort Socrat in stiller Majestät
„ Das Gift ergreift, und stirbt und nicht um Gnade fleht;
„ So schweigt hier die Natur in stiller Majestät,
„ Und sieht den Abgrund an, in dem sie untergeht.
„ Im Unermeßlichen hört man des Sturmwinds Sausen,
„ Den noch ihr Fall erregt; des Weltmeers leztes Brausen.
„ Hier land ich nach Gefahr und Schiffbruch schwimmend an;
„ Ja, hoher Geist, dein Gram verschmäht unedle Schranken;
„ Vom Untergang der Welt die prächtigen Gedanken
„ Stehn dir, und keine niedern, an!

„ Ruhst du; o so vergleiche deinen Schlummer
„ Mit der schlummernden Natur,
„ Und mit der seufzenden Natur
„ Vergleiche deinen Kummer.

„ O wären es verschlungne Gallionen,
„ Verlohrne Schlachten, ungewisse Kronen,
„ Um die mein Herze trostlos klagt!
„ Wär es die Herrschaft reicher Zonen,
„ Die das Geschike mir versagt!
„ O wären es gestürzte Thronen,
„ Um die mein Herz verzweiflend klagt!
„ Des Mogols diamantne Trauben,
„ Und goldne Reben sind zum Rauben;
„ Ein Thor, der sich mit solchem Grame plagt!
„ Von höherm Wehrt ist das, was ich verlohren,
„ Und unersezlich : : Grausames Geschik!
„ Um eine Ewigkeit bin ich zu früh gebohren,
„ Und sterb zu spät um einen Augenblik!
„ Vertroknet traurig nun, verliehrt euch und versieget,
„ Ihr Quellen jenes Bachs, der sonst mich still vergnüget,
„ Der in mein Herz zuerst Empfindungen gerauscht,
„ Die um kein Indien, wer beydes kennt, vertauscht!
„ O schaffe, o Natur, die lauen Frühlingslüfte,
„ Die mich vor dem erquikt, in Wetterwolken um!
„ Ihr grünen Hügel stürzt, und werdet drohnde Klüfte,
„ Die Tod und Feuer speyn! : : : Ihr Vögel, werdet stumm;
„ Der Morgenröthe Feld entbehre eure Lieder!
„ Ein ewger Winter herrsch, und nie der Frühling wieder!
„ Von Felsen, deren Haupt die Wolken weichen heißt,
„ Stürz ein allmächtger Strohm, der alles mii sich reißt,

„ Und unterstüzt von oben mit Gewittern,
„ Versenk er Thäler, die vor ihm erzittern!
„ Ihr Thäler, werdet nun der Boden eines Meers;
„ Ihr Thäler, die ich sonst nie ohne Lust gesehen;
„ Die ungetröstet mich nie liessen von sich gehen;
„ Ihr Thäler werdet nun der Boden eines Meers!
„ Und ihr, Paläste, die ich denkend oft durchirret,
„ Wo um die prächtge Eitelkeit,
„ Die jener Grossen leeres Haupt verwirret,
„ Nie mit dem Glüke sich mein höhrer Wunsch entzweyt,
„ Paläste steht und trozt der Zeit!
„ Von allem, was ich haß, soll mir ein Denkmaal bleiben!
„ Ihr aber, stille Hütten dort,
„ Will euch noch nicht ein Sturm, ein Strahl zerstäuben?
„ Trägt euch noch nicht die Ueberschwemmung fort?
„ Soll der verlohrnen Ruh ein traurend Denkmaal bleiben?
„ Sieht traurig euch mein Wunsch, der oft die Welt geflohn,
„ Euch froh gegrüßt, und sprach den Königsschlössern Hohn?
„ Seh ich die Grotte noch, wo ich von Lust umschlossen,
„ Der ersten Freundschaft Bund mit heilgem Ernst geschlossen?
„ Seh ich die Aue noch, wo ich . . . Gedanken schweigt!
„ Die Schmehrmut, welche still aus meinem Herzen steigt,
„ Wie, eh der Meersturm tobt, und Flotten untergehen,
„ Wir auf der trüben Fläch ein Ungeheuer sehen,
„ Das aus der Tiefe sich, wie ein Prophet, erhebt,
„ Und sagt den Sturm voraus, vor dem der Abgrund bebt;
„ Die Schmermut, welche jezt tief aus dem Herzen steiget,
„ Und der Verzweiflung Sturm auf finstrer Stirne zeiget;

„ Die Schwehrmut hemmet schnell der dunklen Worte Lauf:
„ So hält dort einen Strohm ein Berg von Leichen auf!

„ Ach! meine Seele wird erschüttert;
„ Ich fühle, wie mein Herz vorm nahen Sturme zittert:
„ So bebt die Welt vor ihrem Untergehn,
„ Eh sie die Allmacht untertauchet,
„ Und Erd und Meer vermischt im Unermeßlichen,
„ Wie dorten tief im Wald ein nächtlichs Feuer rauchet,
„ Um welches Bettler hungrig stehn.
„ Wie klein war er im Anfang nicht mein Fall,
„ Atomen gleich, im Leeren fast vergessen:
„ Sie sammlen sich, und plözlich wird ein All;
„ Wird eine Welt, und niemand kan sie messen.
„ So hat mein Unfall stets im Lauffe zugenommen,
„ Bis er in der Gestalt, die, wie der Tod, erschrekt,
„ Bis er so fürchterlich als ein Gespenst gekommen,
„ Das in der Mitternacht mit kalter Hand uns wekt:
„ Bis er so fürchterlich erschiene
„ Dem von dem Trost verlaßnen Sinn,
„ Als Richter, Schwerdt und Todesbühne
„ Der Schotten stolzen Königin.
„ Der Trost, den mir die Weisheit gabe,
„ Wo find ich, Seele, seine Spur?
„ Wo find ich sie in deinen Tieffen?
„ Ach, in noch dunkleren Begriffen,
„ Als meines Grams, find ich sie nur:
„ Wie wann dort von den höchsten Höhen
„ Sich eine Sonn in Abgrund stürzt,
„ Verlescht, und dann ein dunkler Dunkel
„ Dem Abgrund statt des Lichtes dient!

„ Ein Feld der Traurigkeit, ein ödes Feld von Grauß,
„ Wo Ungeheuer in verlohrnen Höhlen wohnen,
„ Dähnt ohne Grenzen sich vor meinen Augen aus:
„ Wie dorten über unsre Zonen
„ Die Mitternacht verbreit der Erde Schuzgeist sieht.

„ Ich seh die Menschen tief im Jammer vor mir liegen,
„ Und stets zu grösserem Verstand,
„ Sich größre Schmerzen sinnreich fügen!
„ Ach ja, ich seh sie tief im Jammer vor mir liegen,
„ Wie dort in *Lybiens* verbrandtem Sand
„ Verscharrte *Mumien*, *Europens* Neugier, liegen!
„ Ach, alle sind unglüklich . . Nur der Schein
„ Theilt in Unglükliche und Glükliche uns ein.

„ Flieg ich dem Himmel zu, schwing ich mich durch die Lüfte;
„ Wo find ich sie, die Ruh, im Leeren dieser Klüfte?
„ Und bringst du mich dahin, allmächtiges Geschik!
„ In diese Welt fällt doch noch Blik und Wunsch zurük;
„ In diese Welt, wo ich zum Unglük nur gebohren,
„ Mein All, mein höchstes Gut, gefunden und verlohren!
„ In diese Welt . . Doch ach, verdient sie meinen Schmerz?
„ GOTT, deine Welt ist groß; doch grösser ist mein Herz.
„ Wär es ein Tyger dort, das meine Beute suchte;
„ Wär es die Schlange dort, der selbst ihr Schöpfer fluchte;
„ Wär es ein Elephant, der mich zermalmen wolt;
„ Wär es ein Göze selbst, dem ich mich opfern solt:
„ Ich hätte Lust und Mut, den kurzen Tod zu leiden;
„ Auf eine Welt in Brand stürzt ich mit grössern Freuden;
„ Doch ach, wie ungleich ist des trägen Körpers Qual,
„ Und Seele, deine Pein, wie grösser tausendmahl!

„ Ja, Leib, dein Schmerz ist nichts . . Wenn Würmer sich vergöttern,
„ Hat die Natur ein Recht, sie spielend zu zerschmettern.
„ Schau jene Pflanzen an, sie wachsen gleich wie du,
„ Sie leben, nähren sich, und haben Schlaf und Ruh,
„ Vermehren sich, und sterben gleich wie du!
„ Was bist du mehr? Du must vergehen!
„ Vergeh, und standhaft will ich dich zerstäuben sehen!
„ Vergeh! Man mißt dich leicht! Mach andern Körpern Raum!
„ O seelig, bleibt mir einst von dir nur noch ein Traum!

„ Ihr Meere trotzet nicht! Furchtbarer Ocean,
„ Sey nicht so stolz auf den Orkan,
„ Der Meer und Himmel mischt; troz nicht auf deine Strudel,
„ Auf die Volcans, die du im nassen Schoose hegst,
„ Und auf die ausgehöhlten Wolken *,
„ Worinn du Ströhme aufwärts trägst.
„ Noch find ich nichts in Aeols weitem Reiche,
„ Womit ich ein empörtes Herz vergleiche:
„ Entsezlich ist sein Sturm; der Leidenschaften Sausen,
„ Ist stärker, als erregter Wellen Brausen.

„ Ruh einen Augenblik, von so viel Klagen matt,
„ Mein Geist! . . Auf jenem Grab ist eine Ruhestatt!
„ Dort, unterm Schatten einsamer Cypressen,
„ Erquike dich, in deinem Gram vergnügt!
„ Sie lehren dich des Lebens Nichts vergessen,
„ Das wie ein Pfeil in Abgrund fliegt:
„ Sie lehren alles nur nach seiner Dauer messen;
„ Wie mit dem Tod im Streit der Mensch stets unterliegt.
„ Hier, unterm Schatten taumelnder Cypressen

* Die Wassertrompeten.

„ Erwart ich ihn, schon er kömmt, besiegt!
„ Hier will ich Welt und mich vergessen!
„ Hier, unterm Schatten traurender Cypressen,
„ Wo mich kein Wunsch, kein Hoffen mehr betrügt,
„ Will ich die Welt, will ich mich selbst vergessen;
„ Hier, unterm Schatten sterbender Cypressen,
„ Hier, wo entblößt vor mir der Welt Gerippe liegt,
„ Will ich die Welt, will ich mich selbst vergessen!
„ Lebt wohl, verlassene Cypressen,
„ Vom Todtenschlummer eingewiegt!

„ Sey noch gegrüßt, holdseelge Morgenröhte,
„ Und du, der Sonne goldnes Feld!
„ Ach, lebe wohl, geliebte Flöte,
„ Die meine Hand noch starrend hält!
„ Sink auf dies Grab! Ein Hauch der Lüfte,
„ Von welchen sanft der Ahorn rauscht,
„ Belebe dich! Blas in die Grüfte
„ Den Ton, auf den die Schwehrmut lauscht!
„ Lebt wohl, ihr Wünsche meines Lebens!
„ Verlohrne Wünsche, lebet wohl!
„ Es ist mein schönster Wunsch vergebens,
„ Weil ich den Tod nur wünschen soll.
„ Ich wünsch ihn auch, und nicht vergebens:
„ Ihr schönen Sterne, gute Nacht,
„ Die ich als Zeugen meines Lebens,
„ Und meiner Fälle oft betracht!
„ Ihr schönen Sterne, gute Nacht!
„ Allmächtger Wink! Allmächtge Worte!
„ Ihr rükt ein Meer von seinem Orte!
„ Allmächtger Wink! Allmächtge Worte,
„ Ihr würkt und schaffet, was ihr wolt!
„ Ihr thuts, wann Well und Sturm sich legen:

„ Könt ihr ein menschlichs Herz bewegen:
„ So macht mein Herz der Ruhe hold!
„ Allmächtger Wink! Allmächtge Worte!
„ O, macht mein Herz der Ruhe hold!

„ Wie? saußt der Sturm von meinem Kummer
„ Gelinder? Kömmt der Todtenschlummer?
„ O brause, Sturm von meinem Kummer
„ Gelinder! Komm, o Todtenschlummer!
„ O Augenblik von Ruh, sey wie ein Gott geehrt!
„ Du bist ein Leben, voll von Angst und Martern, wehrt!
„ Belacht ein Unmensch meinen Kummer;
„ Misgönnt er mir auch diesen Schlummer:
„ So sey ihm nie ein Wunsch gewährt!
„ Wer mich hier frevlend stöhrt, und, werd ich hier verwesen,
„ Auf meinem Leichenstein mein traurigs Schiksal lesen,
„ Und nicht beweinen wird, und grausam mich noch höhnt;
„ Dem werde nie gewährt, wornach sein Herz sich sehnt;
„ Und dem werd alles, was er macht,
„ Zum penelopischen Gewebe,
„ Und, was er sieht, zur dunklen Nacht,
„ In der ich quälend um ihn schwebe!
„ Was er berührt, werd ihm zu Stein,
„ Und was er denket, soll nur Wahn und Zweifel seyn!
„ Die Erde weich und wank stets unter deinen Füßen,
„ O Spötter meines Ungemachs!
„ Sie laß, statt eines klaren Bachs,
„ Zu Löschung deines Dursts, geschmolznen Schwefel fließen,
„ O Spötter meines Ungemachs!

Versuch vom Menschen,

Erstes Buch:

Von der Natur und dem Schiksal des Menschen überhaupt.

Summarischer Inhalt.

Von dem, was Pflanzen, Thiere und Menschen mit einander gemein haben. Von der schönen und häßlichen Seite der Welt überhaupt. Der Mensch braucht in seinem natürlichen Stande wenig. Das Leben der Wilden hat seine grossen Annehmlichkeiten. Dem geselligen Menschen hat aber auch die Kunst grosse Gemächlichkeiten verschaft. Der natürliche und künstliche Mensch, die natürliche und künstliche Welt werden hier mit einander verglichen. Arten von Vergnügen und Schmerz, Gutem und Uebel, Glük und Unglük finden sich in der künstlichen Welt, oder in dem geselligen und bürgerlichen Stande (statu civili) wovon der Wilde nichts weiß. Die Philosophen gehen in der Verachtung des so genannten Scheinguts und Scheinübels zu weit. Es sind Ehre, Reichthum, u. s. w. reelle Güter in der künstlichen Welt; ein Wilder kan sie entbehren, wie das Huhn einen Diamanten. Armut, Verachtung, u. s. w. sind in dieser künstlichen Welt reelle Uebel. Hier sind Ungleichheiten, die in jenem Stande nicht sind, und diese Ungleichheiten machen Schatten zu Körpern. Doch behält der Philosoph wieder Recht, und behauptet seinen grossen Vorzug, wenn er, als Herr von seinem innern Zustande, sich aus eine Welt, wo es ihm nicht nach Verdienst gehet, gleichsam in einer andere versezt, wo er alles das entbehren kan, dessen Mangel und Ueberfluß unser Schiksal im bürgerlichen Leben so ungleich macht. Wahr ists, daß zwischen einem Könige an einer vollen Tafel, und einem Bettler, der ein Stük schlechtes Brod aus der Faust ißt, wenn beyde satt sind, kein Unterschied mehr ist; daß jener, wenn er ohne seinen Minister nichts thun kan und darf, nicht weniger unterthan als dieser ist. Wahr ists, daß der zur Empfindung seines grössern Glüks, dieser zur Empfindung seines Ungemachs und ungleichen Looses oft zu dumm ist. Es komt

alles darauf an, die Menschen gehörig zu ordnen, ihnen ihre rechte Stelle anzuweisen, und jede Ordnung alsdann mit der andern gegenüber, oder allemal gleichsam **Antipoden** mit **Antipoden** zu vergleichen. Was einem fehlt, kan er entweder entbehren, und dadurch, oder durch ein anders, das **an dessen** Stelle ist, wird der Mangel ersezt, und die Gleichheit hergestellt. Was etwa noch an Ungleichheit übrig bleibt, macht der Tod eben. Ob der Stand der Einsamkeit oder Wildheit der wahre natürliche Stand des Menschen, oder der Mensch in diesem Stande glüklicher, als im bürgerlichen Leben, unter den Gesetzen oder in der von mir und andern nicht ohne Grund so genannten **künstlichen** Welt sey; hierauf muß mit Unterschied geantwortet werden. Ist die Rede von einzelnen Menschen: so leidet es keinen Zweifel, daß tausend unglükliche Bürger, als **Hottentoten**, **Caraiben** oder **Bedas** glüklicher seyn würden. Ist aber die Rede vom ganzen menschlichen Geschlechte, solches in seiner ganzen Dauer betrachtet: so läßt sich eine solche Vergleichung gar nicht anstellen; sondern man muß sagen, daß, da nach der Absicht der Natur alle mögliche Existenzarten des Menschen haben würklich werden sollen, es nicht habe fehlen können, daß die Menschen nicht aus dem Stande der Wildheit in den Stand der Geselligkeit übergegangen seyen, in welchem sie gleich glükseelig, gleich unglükseelig, oder keins von beyden sind. Diesen nothwendigen Unterschied hat der Philosoph von **Genf** nicht gemacht; man muß ihn aber machen, und bedenken, daß die Rede vom ganzen Tage sey, wir aber nur von einer Stunde urtheilen können. So finde ich im ganzen Reiche der Natur eine vollkommene **Ebene**.

*** *** ***

Dich, Geist des Jahrhunderts . . Es wird das lezte seyn,
Das Menschen fliehen sehn, und, eh es flieht, entweihn;
Es wird das lezte seyn, wo Macht und Unrecht sieget,
Die Tugend mit dem Glük; Verdienst mit Undank krieget:
Dich, Geist, der denn der Welt Geschmak und Sitten bildt,
Im Philosophen lehrt, im Dichter lobt und schilt:
Dich ruf ich an! Erschein, und von dem Schlaf bemeistert,
Werd ich durch dich zum Traum des Scipio begeistert!
Wie, wann noch alles still auf flachem Ocean,
In seiner Tiefe schon hebt Sturm und Wirbel an:
So ist schon Unruh da in meiner Seelen Tiefe,
So fühl ich schon Gedanken und Begriffe.
Die Erde liegt vor mir; mein staubicht Vaterland:
Hier war es, wo ich mich, wie jener Marmor, fand,
Vom Künstler dort gebildt, vom Zauberer belebet:
Wornach, als ich mich fühlt, hab ich zuerst gestrebet?
Ich war der Pflanze gleich; unfriedsam mit dem Raum,
Erweitert sie ihn stets, und dähnet sich zum Baum.
Wie wenig findet uns Malpighi unterschieden?
Und zwischen Thier und Mensch macht Connors Knabe Frieden*.
O Mensch, gleich stark und schwach; o Mensch, gleich groß und klein!
Der Widersprüche Quell, kan die Natur sie seyn?
O, wie verschwendest du der Kindheit nasse Klagen,
Und lächerlicher weint dein Schmerz in alten Tagen!

* Hier ist die Rede von dem bekannten wilden Knaben, welcher unter den Bären, auf Händen und Füssen kriechend, gefunden worden.

Schau um, dem Ursprung zu = = Stolz, daß sie Haller kennt,
Stehn dort der Pflanzen Reihn, die er mit Namen nennt.
Das Feuer der Natur, bemühet stets, zu läutern,
Kocht mit verborgner Kraft die Nahrungsmilch aus Kräutern,
Die in der innern Form, in der der Leib sich baut,
Zu Nerv und Fleisch gerinnt, zu Adern, Bein und Haut.
Ein Saft, wie Aether fein, steigt in der Nerven Röhren,
Giebt Geist dem Aug zum Sehn, dem Ohr Gefühl zum Hören.
Was siehst und fühlst du nun? Ists nur für dich gemacht?
Die Schönheit, die ich seh? der Ueberfluß? die Pracht?
Der Morgenröht Gefild, wo unsre Augen weiden,
Wie herrlich ist es nicht? Was glänzen dort für Freuden?
Welch Strohm des reinsten Golds fließt längs am Himmel hin?
Seh ich dich, prächtger Tag, der Milton nicht mehr schien?
O Anblik voller Huld! O Aussicht jener Felder,
Wie ein schmaragdner Strohm! = = Colonnen tiefer Wälder!
Ihr Ketten Berge dort, die durch Europa gehn,
Vom Meer Galiciens bis zu den Pyrenän;
Nur dort herfür zu gehn, ins Meer herunter sinken,
Und mit dem Caucasus aus einem Himmel trinken *!
Unschuldigs Blumenvolk, der Bienen Paradies!
Wie prahlt die Tulpe nicht, wie mit dem goldnen Vlies
Dort Philipps Ritter prangt? = = Aus blauen Labyrinthen
Gefüllter Glocken steigt der Geist der Hyacinthen
Sanft sprudelnd in die Luft; Geruch und Wollust ströhmt
Aus Chinens Aepfeln aus, und sittsam und verschämt,

* Die Schweizergebürge erstreken sich bis zum mittelländischen Meere, und sollen noch weit unter den Wassern desselben fortgehen, auch mit den Pyrenäen eine Kette ausmachen. Um eine genauere geographische Beschreibung, und schärfere Richtigkeit der Sache ist der Dichter billig unbekümmert.

Seh ich die Rosen dort, schön, wie Rubinen, funkeln;
Hier, gleich der Höfe Volk, gepuderte Ranunkeln.
Welch eine Pflanze dort verführet mich zum Wahn,
Daß Pflanzen Leiber seyn, und Seelen unterthan?
Sie weicht dem Finger aus, und scheinet ihn zu fühlen;
Ist Keuschheit jezt der Tand, womit nur Pflanzen spielen?
Ersezt der Rose Schaam jezt den Matronenstand?
O Unschuld, bist du nur der Lilien Gewand?
Seht, Menschen, sehet dort das feinste Silber fliessen!
Was ist aus jenem Bach für Wollust zu geniessen?
O Durst, o welch ein Gut! für ihn entstundest du,
Und er für dich . . Er rauscht . . wir schlummern . . welche Ruh!
Erquike dich, Gehör, an jenen Wasserfällen,
Erfunden, die Musik, der Sphären fürzustellen.
Schaut in der Lüfte See die Vögel wild und frey!
Den Morgen grüßt ihr Lied, und seiner Fahne treu,
Ziehn sie längs dem Gestad des Sonnenmeers vorüber;
Noch laut im Abendschein; verschwiegen, wird es trüber.
Wie schön ist das Gemisch von so viel Tönen nicht,
Das durch das Ohr ins Herz die Bahn sich selber bricht?
Von einer Ceder hör ich tausend Stimmen schallen;
Doch o, wie rühret mich verlaßner Nachtigallen
Sanft trauriger Gesang, vom öden Busche dort!
Ich höre meinen Gram; O Muse, flieh den Ort!
Hier biehtet die Natur manch köstliches Gerichte
Dem Hunger, der es würzt; die Wahl gesunder Früchte.
Die Cocosnuß giebt Milch; zum Becher ihre Haut.
Ein Rohr dort süssen Schnee, der in dem Munde thaut.
An Tinians Gestad, wo Meer und Lüfte schäumen,
Die Luft nur Ambra ist, wächst würzhaft Brod an Bäumen.
Wann Persien für uns die kühle Pfirsche hat,
So giebt uns Banda dort den hizenden Muscat.

Wann dort nur Bohnen blühn in der Araber Feldern;
So pranget Ceylan stolz mit seinen Zimmetwäldern.
Dort giebt der Feigenbaum den Schatten, den ihr sucht,
Die Blätter euch zum Kleid; zur Nahrung seine Frucht.
Ihr Seelge jener Zeit, ihr Hirten und Poeten,
Seht hier den Lotusbaum; hier grünen eure Flöten.
Ich weiß wohl, was euch mehr als Stern und Himmel rührt,
Und zu gehorsam euch dem Paradies entführt.
Ich kenn, ich fühl, ich weiß den Vorwurf eurer Töne;
Den Wunsch der Sterblichen, des Himmels Neid, die Schöne.
Die Erd im schönsten Schmuk, der Himmel voller Pracht,
War einst nur Wüstenen, nur Dämmerung und Nacht,
Als sich der Mensch allein im Wollustgarten schaute,
Indessen die Natur an seiner Freundin baute.
Auch dieses Gut habt ihr, ihr Thoren überm Mond,
Ihr Weisen unter ihm, und seyd es schon gewohnt.
Auch dieses Gut habt ihr; dort wandeln sie, die Schönen,
Und ihr Gefolge sind Trieb, Seufzer, Wunsch und Sehnen!
Doch ich schau die Natur in trauriger Gestalt,
Nicht mehr so jung und schön; nein, wie ein Nestor, alt;
Nein, wie Cleopatra, entschlossen zu verderben,
Die Schlangen an der Brust, erstarret bis zum Sterben.
Der Winter stürmt daher, als wie ein Patagon;
Vor ihm ist schon das Laub und auch der Storch entflohn.
Er tilgt mit jedem Tritt des Frühlings schöne Spuren,
Und streuet Schnee und Eis auf hingestorbne Fluren.
Doch wie viel Reizung hat auch dieses Schauspiel nicht,
Wann auf dem Eis der Strahl sich, wie auf Spiegeln, bricht?
Wann dorten Bäume sich vom scharfen Froste spalten,
Das Eis in Zapfen hängt; was sehn wir für Gestalten?
Seht Flüsse, welche dort vom Eis erstarret stehn;
Darf man im Frühling auch auf ihrer Fläche gehn?
Seht jene lange Reih erhabner Tannenbäume,
Wie überzuckert, stehn, und grüne Zwischenräume!

Der Frühling liesse sie, mit unbesorgtem Blik,
Der Wiederkunft gewiß, als Geiseln, grün zurük.
Durchs Glas der starren Luft sehn wir der Erden Ferne
Vom hohen Firmament, und in die Kluft der Sterne,
Wie wir in Schachten, voll gediegnen Silbers, sehn:
Sie stehn, wie Bräute, da, die stolz zum Altar gehn.
Noch bist du nicht vergnügt, glükseeliges Geschlechte?
Ein süsser Schlaf kürzt dir des Winters lange Nächte;
Den Weg von Nacht zu Tag legst du vergnügt zurük,
Und wenn du rükwärts siehst: so ists ein Augenblik:
O wär er nicht zugleich der Maasstab unsers Lebens!
Fänd ich im Zeitbuch nicht: **Es war kurz und vergebens!**
Doch wir sind glüklich doch; uns fiel ein schönes Theil:
Was brauchen wir, als Pelz, Brod, Wasser, Hütt und Pfeil?
Sieh! Pflanz und Thieren ist, was jedes braucht, gewähret:
Die pumpen aus der Erd den Saft, der sie ernähret;
Die hier bewegen sich, und finden ihre Speis
Bald leicht auf grüner Flur, bald mühsam unterm Eis;
Bald hoch auf Felsen dort, wo kaum der Blik sie reichet;
Im Meer bald, bald im Bach, der durch die Thäler schleichet:
Und selber der Morast, vor dem dein Ekel flieht,
Erquicket manch Geschöpf, das selbst dein Aug nicht sieht.
Ja, die Natur; sie kan nichts unvollständig schaffen;
Es waren Fälle da, und Thiere brauchten Waffen.
Dem gab sie Mut und Kraft, den Angriff auszustehn,
Und dem die Furchtsamkeit, in Höhlen zu entgehn.
Sieh dort der Löwen Grimm, die geifervolle Mähne!
Gewezet hier zum Raub des Wolfs gespizte Zähne;
Auf jener bunten Au sieh dort die lange Reih
Erhizter Hirsche stehn, mit drohendem Geweih!
Beym Menschen heißts die Hand; beym Elephant der Rüssel:
Zu ihren Ziffern gab uns die Natur den Schlüssel.

Wie glüklich, wer ihn hat; doch jeder hat ihn nicht!
Dort heißt Geruch, Gehör, und hier Gefühl, Gesicht.
Flosfedern heissen dort in ihrer Sprache Flügel.
Wie eben ist ihr Land; sie duldet keine Hügel,
Und eine Sprache nur in ihrem weiten Reich:
Wer diese wohl versteht, der findet alles gleich.
Hier heißt Gedank, Gefühl, und Denken dort Empfinden;
Hier wohnt die Lust auf Höhn, und dort in dunklen Gründen.
Hier ist Gemeinschaft nur, dort heißt es Eigenthum.
Hier heißt der Tag ein Jahr und dort ein Säculum;
Ein Augenblik, der Tag: Wir sind Ephemeriden,
Wir alle, alle sinds; nichts hat uns unterschieden.
Selbst im Geschmake macht der Unterschied uns gleich;
Was dorten heißt zu hart, das heisset hier zu weich.
Wann an die Spindel dort die Männer sich gewöhnen;
Ist Pfeil und Bogen hier der Zeitvertreib der Schönen.
Der achtet nicht den Frost, den Hund und Jagd erfreut,
Wann der am Feuer dort des Wetters Strenge scheut.
Wann der die Höhen flieht, und folgt des Weisen Lehre;
Klimmt jener Felsen an, und findet neue Meere.
Ich seh hier Gut, dort Bös, hier häßlich und dort schön,
Den Antipoden gleich, auf einer Kugel stehn;
Gleich oben; das Gesicht zum Himmel gleich gewendet;
Als Bürger gleichen Rechts in eine Stadt gesendet.
Gefällt hier Helfenbein; so ists die Kohle dort,
Und schön und häßlich ist nur zweyfach durch den Ort.
Was mir nicht nüzen kan; wie solt ich das begehren?
So kan ein andrer stets des andern Theil entbehren!
Die Einfalt der Natur! daß sie euch nicht vergnügt,
Und saugend noch ein Gram an eurem Herzen liegt?
So lebt denn glüklicher, von Thieren unterschieden,
Mit ihnen nur im Krieg; doch unter euch im Frieden!

Gebt auf den Maulwurf acht; lernt seine Wissenschaft!
Durchwühlt, wie er, den Grund! Grabt neue Leidenschaft
Mit Gold und Eisen aus . . Seht, wie ein Berg dort schmelzet,
Und, nun ein Feuerstrohm, metallne Wellen wälzet!
So deutet die Natur, zu lauten Reden stumm!
Haut Quadern aus dem Fels! Stürzt Cederwälder um!
Ich seh schon Baum und Stein vor eurem Beil sich beugen;
Da Schlösser, Tempel hier, und dort Paläste steigen.
Und schon bewundre ich den Glanz der Marmorwand;
Daß Holz sich schleift wie Glas, und Glas wird aus dem Sand.
Wie die Tapeten dort, wie seidne Schatten, schweben;
Wie die Verguldungen sich am Plafond erheben;
Der Säulen gleiche Reih und der Gewölben Pracht,
Das Meisterstük der Kunst, dem Himmel nachgemacht.
Dort bildet Myrons Wiz der Mutter aller Lüste,
Der Venus Marmorkopf, und Polyclet die Brüste;
Praxiteles die Aerm; ihr ganzer schöner Leib,
Ist des Lysippus Kunst und Ruhm und Zeitvertreib *.
Mit ihnen seh ich auch die ewigen Vitruven,
Und Künstler ohne Zahl auf immer höhern Stuffen.
Und du, o Malerey! . . Hier führt, gleich voll von Wahn,
Parrhasius den Mensch; den Vogel Zeuxis an.
Vom Berge lokt die Kunst den Bach in enge Grüfte,
Und treibt, so tief er fällt, so hoch ihn in die Lüfte.
Des Gärtners Scheere reißt durch langer Gärten Raum,
Und drechselt, was sie will, aus ihrem Taxusbaum.

* Unter diesen berühmten Bildhauern war Myron in Bildung des Kopfs; Polyclet in den Brüsten; in den Aermen Praxiteles, jeder vorzüglich: Lysippus in allen Theilen des Körpers gleich stark.

Ihr holden Saiten klingt! wann Orpheus sanft euch schlä-
get,
Und Wellen in der Luft, und Sturm im Ohr erreget:
Welch eine neue Welt! sie heisse Symphonie;
Schön, durch das Aug gefühlt; doch schöner, hör ich sie.
Sie hör ich und den Mensch: der Leidenschaften Brausen;
Hier Seufzer tief geholt; dort Scherz und Freuden sausen.
Des Meeres Ruf, o Sturm, der Lüfte Ungemach!
Wie glüklich ahmt man dich in prächtgen Opern nach?
Ja hier ists Paradis; der Himmel ist auf Erden,
Und Thoren wollen erst in Sternen glüklich werden?
Die Menschen leben hier beysammen und vergnügt;
Das Ganze trennet nichts, das die Natur gefügt.
Sie alle seh ich nur nach einem Zwecke streben;
Die, so Paläste baun, auch in Palästen leben:
Die, welche Hütten baun, nicht niedriger als sie,
Und Gleichheit überall; Belohnung bey der Müh.
Zwar seh ich Schiffe baun, und auf das Meer sich wagen;
Vermutlich Hülf und Bund den Inseln anzutragen.
Den Donner haben sie im Pulver zwar entdekt;
Doch nur zum Unterricht, daß er sie minder schrekt.
Wie wenig wirst du nun vor drohnden Ungewittern,
An solchen Ton gewöhnt, glükseelger Mensch, erzittern?
Welch eine Harmonie! welch göttliche Musik
Ertönt aus deinem Thun, und schallt von deinem Glük!
Doch, Sterbliche, wie lang wird euer Glüke währen?
Ach, wechselsweise herrscht in beyden Hämisphären
Der Tag hier, dort die Nacht! So ists in eurem Herz;
Halb ists von Lust erleucht; verfinstert halb von Schmerz.
Hat Klugheit euer Thun und Einfalt stets begleitet?
Habt ihr vielleicht euch selbst ein Elend zubereitet?
Was seh ich? Welche Pracht! wie? lassen Sterne sich
Auf sterblichs Haupt herab? O Krone, seh ich dich?

Welch

Welch Atmosphär von Licht! was strahlt um dich für Wonne?
Wie herrlich prangt dein Gold, und glänzt wie eine Sonne!
Wie strahlt dein Diamant! o Kunst, die rauhen Stein
Zu einem Sterne schliff, wie göttlich mußt du seyn!
Das Meisterstük der Kunst ist, Sterbliche, vollendet!
Doch unter dieser Pracht, vielleicht zu sehr geblendet,
Vermiß ich, Gleichheit, dich. O Tochter der Natur!
O Freundin unsers Thals! Gespielin unsrer Flur!
Entführte dich vielleicht, o Schöne ohne Mängel,
Von deinem Reiz gerührt, dort ein verliebter Engel?
Ach, wo ich Kronen seh, da seh ich dich nicht mehr;
Und öd die schöne Welt, an Lust und Ruhe leer.
Wie, wann voll Mut ein Löw, eh noch der Himmel taget,
Aus seiner Höhle sich in offne Felder waget;
Wann kaum die Morgenröht den Vorhang weggerükt,
Wird schon die Niederlag und sein Triumph erblikt:
So gieng an einem Tag, schon kürzer und schon trüber,
Vor Einfalt und Natur der Mensch mit Hohn vorüber,
Bezwang, was widerstund, und was ihm erst war gleich,
Hieß er nun unterthan, und stiftete ein Reich.
Im Ursprung sind sie klein, der Welt Begebenheiten;
Erst tropft ein Augenblik, denn fließt ein Strohm von Zeiten.
So, wie ein Ball von Schnee, gebildt von ungefähr,
Sich rollend grösser wird, denn endlich träg und schwer,
In finstrer Mitternacht, wo alles sicher schliefe,
Als wie ein Berg sich wälzt, und stürzt in Thal und Tiefe;
Vor ihm der Kirchthurn dort, die Hütte her sich bükt,
Die er, wie Trauben preßt, wie Thon zusammen drükt:
So seh ich dort zerstreut die Räuber schwacher Heerden,
Und Rom und Alba eins, der Welt Bezwinger werden.

* * *

O Welt! o neue Welt! O, welch ein Unterschied,
Und o, wie ändert sich der Ton von meinem Lied!

Wo ich von Löwen sang, da sing ich jezt von Schafen;
Und wo ich Menschen sah; da seh ich jezt nur Sclaven.
Wann ich im Mittelraum von Erd und Himmel steh,
Semiramis vergnügt, und Gärten schweben seh;
Sie schwimmen in der Luft, wie Inseln auf dem Meere,
Und ihre Aussicht geht weit in das tiefe Leere:
Was seh ich? Schweiß und Blut an der verdammten Pracht,
Die einen glüklich nur, und tausend elend macht.
Ich seh ein ganzes Volk für einen Menschen leben:
Wie? kan nicht die Natur uns selbst Geseze geben?
Bemüht sie dies zu sehr, und Solons Wissenschaft
War sie für sie zu groß, zu hoch, zu råhtselhaft?
O wie verläßt sie uns, wann Dracons Weisheit wütet,
Und, schwanger von Gesez, nur Todesstrafen brütet.
O wie verließ sie uns, als dort bey Straf und Tod
Den Schönen, keusch zu seyn, Gesez und Narr verboht!
Mensch, wie verläßt sie dich an Calecuts Gestaden,
Wo schöne Wittwen sich in tiefen Flammen baden!
O wie verläßt sie dich, holdseeliges Geschlecht,
Raubt Macht und Koran dir der Menschheit gleiches Recht!
Mensch, wie verläßt sie dich, wann Numa Götter dichtet,
Und mit Egerien auf einem Throne richtet!
Wie weit, Natur, sind wir, wann, eh ein Magus wird,
Du erst geschändet wirst, von deinem Weg verirrt?
Ihr, fast zu Mumien, vom Sonnenstrahl beschienen,
Wie fern seyd ihr von ihr, begeisterte Braminen?
Das Bild von einem GOTT, war es dir nöthiger,
Als Tag dem Maulwurf ist, betrogner Sterlicher?
So vielfach ändert nicht die Eitelkeit die Moden,
Als man, o GOTT, dir dient in Tempeln und Pagoden.
Kein Hagel hat noch je das Feld so sehr verheert,
Als wie der Priester thut, der Ruh und Sanftmut lehrt.
Was kan ein Wolf uns thun, als uns die Heerden rauben?
Was thut ein Priester mehr? Er zwinget uns zu glauben;

Sein Raub ist die Vernunft, der Menschen leztes Gut;
Entgeht ihm dieser Raub; so will er unser Blut:
So rächt er seinen GOTT, mit dessen Ruf er pralet,
Den er willkührlich nennt; hier schwarz und weiß dort malet;
Hier bannt in den Olymp, voll Neid und Seeligkeit,
Und Götter dort, wie Sand, auf alle Wege streut.
Weh dem, der sie nicht ehrt! Ich rieht ihm, eh mit Drachen
Ungleich in Streit zu gehn, als übern Apis lachen,
Den GOTT, der wiederkäut; nach beßrer Weide Spur
Läuft er dem Priester fort, und folget der Natur.
Wie jene Bonzen dort selbst ins geheim verachten
Die Hölle, welche sie für Japans Pöbel machten,
Und Amidas Verdienst ist nur ihr Scherz und Spott:
So bakt aus Mayz und Blut der Priester einen Gott,
Und giebt mit heilger Hand, daß sie ihn nicht vergessen,
Den Mexicanern dort lebendig ihn zu essen.
Wie ist nun euer Thun, o Sterbliche, verkehrt?
Nicht mehr der Einfalt Thun, das die Natur uns lehrt!
Hier zwingt euch Aberglaub, und Ehrgeiz dort, zu kriegen,
Und eines Menschen Wink zu sterben oder siegen.
Hier raubet euch ein Freund Ruh, Ehre, Leben, Gut,
Wann das geliebte Weib dort andern schöner thut.
Was Wunder, wenn uns Haß und Neid und Rachsucht quälen,
Und, wo uns alles fehlt, nie Wunsch und Unruh fehlen?
Manch Trieb, von der Natur und unserm Blut verkannt,
Entstehet durch die Kunst, und braußt in dem Verstand.
Unwissend glüklicher, wünscht man, viel zu begreifen,
Und ärmer ruhiger, auf Gold noch Gold zu häufen.
Wer die Gemächlichkeit als Wilder nicht geschäzt;
O wie sehr quälet ihn ihr kleinster Mangel jezt!
Der Bürgerstand zwingt uns, den andern gleich zu leben;
Zu hassen, welche sich stolz über uns erheben.
Wir spannen denn voll Mut des Neides Nerven an;
Halb glüklich, haben wir es ihnen gleich gethan.

Die Ehrsucht lehrt uns noch auf größres Elend sinnen,
Und spornt den trägsten Fuß, den Vorschritt zu gewinnen.
So ist so manche Noht und eingebildtes Glük,
Nur unsers Hammers Werk, verläugnet vom Geschik.
So ist, ach, so ist stets ein Mensch des andern Beute!
So sorgt ins Ewige der Wurm, gemacht für Heute!

* * *

Zu fühllos fast, zu dumm fast für sein Ungemach,
Schiebt hier der Ackermann den Pflug dem Ochsen nach.
Dort seh ich Fürsten sich an ihre Pracht gewöhnen;
Zu fühllos für die Lust, im Schoos der Fülle gähnen.
Den drükt des Amtes Bürd und den des Sackes Last;
Der schläfet sanft auf Stroh, und der wacht auf Damast.
Des Harpax Brod, vom Glük gebettelt für den Morgen,
Genießt der Bettler heut; GOTT hat des Morgens Sorgen.
Wann ihr von eurem Thron in niedre Hütten seht;
Ists Mitleid, oder Neid, was denn in euch entsteht?
Der Hunger würzet hier, was dort Ternate würzet.
Wird nur von jedem Glük erst alles abgekürzet,
Was Socrates leicht mißt, was in der Hofnung reich,
Und arm ist im Genuß *; so sind wir dennoch gleich.
Der Sclave, welchen dort des Sultans Glücke quälet,
Von allem unterricht, hätt er es wohl gewählet?
Wahr ists, daß ihnen stets zum Loos die Arbeit bleibt,
Die Thränen aus dem Aug, Blut aus den Nägeln treibt;
Doch sie belohnt ein Schlaf, der oft dem Sultan fehlet,
Den ein empört Serail, Vizir und Argwohn quälet.
Noch seh ich, o Natur, noch find ich alles gleich;
Nur eine Ebene fließt durch dein grosses Reich:
Doch Tausend würden dich mit Klagen nicht beschwehren,
O lebten wir noch dort, vermenget mit den Bären:

* O wie viel kan ich entbehren! sagte Socrat, als er einen grossen Pomp betrachtete.

Uns rührte viel zu schwach des Mogols Diamant,
Gleich unnüz, wie dem Huhn, das ihn im Sande fand.
Doch da wir ungleich nun in der Gesellschaft leben;
Zwingt Noht und Leidenschaft, nach eitlem Tand zu streben.
Der Weise, der den Wehrt der Dinge kennt und schäzt,
Entartet bis zum Thor, in eine Welt versezt,
Die von Gesez und Kunst schon lange umgeschaffen,
Hier einem Zeughaus gleicht von ausgesuchten Waffen,
Dort einem Arsenal, aus welchem, schwehr und matt,
Ein Schiff ins Weltmeer steigt, und schwimmt wie eine Stadt.
Hier einem Tummelplaz, da einem Jahrmarkt gleichet,
Dort wie ein Kirchhof sieht, des Ziel kein Aug erreichet.
Den Bettler, welcher nakt in Wäldern glüklich wär,
Drükt seine Blöse hier, sein ungleichs Loos zu schwehr.
Der Schach, den Sorgen jezt und Aufruhr traurig machen,
Würd als ein Bedas dort der Krone Tand verlachen *.
Der Wilde und der Bär sorgt gleich nur für den Leib;
Doch was braucht jener mehr, als Bogen, Pelz und Weib?
Ohn Absicht auf sich selbst kan er noch andern schenken;
So groß, so edel kan nicht leicht ein Bürger denken.
Der Eigennuz durchherrscht die neue Welt der Kunst;
Die Weisen betteln hier bey Thoren Brod und Gunst,
Und ihre Sprüche stehn, wie Tulpen auf den Beeten,
Wie alter Münzen Reihn im Schaz der Cabineten,
In ihren Schriften da, die man zum Zeitvertreib,
Den Zadig lieber, liest. Es ist nichts für den Leib.
So lebt denn, oder schwelgt; ein Thor mag auch beneiden!
Wie Rosen welken; ach, so welken eure Freuden!

* Bedas sind eine Art wilder Menschen auf der Insel Ceylan. Sie haben eine Sprache, die in ganz Indien unbekannt ist; leben als abgesonderte Familien in einem Canton mit einander, und sind der Farbe nach als weisse und rothe unterschieden.

Sie blühn auf eurer Stirn; den Stachel hat das Herz;
Die Lust sizt auf der Haut, und in dem Mark der Schmerz.
Zu glüklich, da ihr doch nur gleich den Thieren lebet,
Wann euch nicht der Verstand aus ihrem Kreiß erhebet!
Noch glüklicher, wär noch der harten Eicheln Kost,
Die rauhste Wurzel nur im Hunger euer Trost!
O glüklich, dienten euch vor Hagel, Sturm und Wilde,
Nur Höhlen noch zum Schuz; nur Bäume noch zum Schilde;
O Mensch! o erster Mensch! ich kan im Geist dich sehn
Mit Krallen* auf den Raub, als wie ein Habicht, gehn!
Mit Stein und Ast bewehrt, und später mit dem Bogen;
Am Leib, als wie ein Bär, mit Haaren ganz umzogen.
Noch frierst du ohne Raht; dein kindischer Verstand
Sann hundert Jahre nach, eh er das Feuer fand.
Doch denn kam Kunst auf Kunst, und so viel Leidenschaften,
So viel war Saame da zu Kunst und Wissenschaften.
Verwundernd sieht die Erd sich nun ein Ackerfeld,
Und seufzet unterm Druk der neugebauten Welt.
Was habt ihr, Sterbliche, o, was habt ihr begonnen?
Welch Elend habt ihr euch zu sinnreich selbst ersonnen?
Da ihr nun Häuser baut von Cedern und von Stein,
Spinnt ihr euch thöricht selbst gleich jenen Würmern ein.
Was habt ihr, wann ihr sterbt, als Fesseln abzugeben
An andre, die nach euch, und noch elender leben?
O glaubet, euer Glük und eure Sclaverey
Macht mehr, als Pfeil und Spies die wilden Thiere scheu.
Und die, ja diese sind, mit ihren lauten Freuden,
Im Schoose der Natur und Freyheit zu beneiden.
Wahr ists, wir töden sie oft nur zum Zeitvertreib;
Doch, gehn wir besser um mit unserm eignen Leib?
Von Menschenköpfen baut sich Nadir Pyramiden;
Dort muß ein Martyrer im heilgen Oele sieden,

* Aristoteles hat sich also den ersten Menschen vorgestellt.

Hier, wo der Holzstoß raucht, in heilgen Flammen glühn,
Und Sclaven wirft man dort den wilden Thieren hin.
Aus des Busiris Stier brüllt dort des Fremden Rache *,
Und von Tarpejens Fels fiel oft der Unschuld Sache.
Aus blutgen Rümpfen seh ich tausend Seelen fliehn,
Und über sie ein Heer, wie über Brücken, ziehn.
Ich seh in gleicher Stund, von Jünglingen und Alten,
Die lange Reihe sich die Leiber selber spalten:
Auf eine Missethat, nach Japans blutgem Recht,
Stirbt nicht der Thäter nur: er und sein ganz Geschlecht.
Ihr Götter unsrer Welt! was hat euch unterschieden?
Den Bliz, der Cedern trift, hat noch kein Thron vermieden:
Und sterbt ihr glüklicher, wenn ihr auf Purpur sinkt,
Und Höllenqual und Tod aus goldnen Bechern trinkt?
Seht Königskinder dort, in ihren schönsten Tagen,
In Sammet eingenäht, mit Bambuc tod geschlagen,
Und dort mit gröbern Holz den Sclaven tod gequält;
In gleichem Augenblik vergessen und entseelt!
O Welt, die mich erst noch so sanft, so schön erfreute;
O Welt, seh ich dich jezt nur von der schwarzen Seite!
Doch Menschen ungezählt entrinnen solcher Qual,
Dem Schwerd, dem glühnden Rost, der Onontagen Pfahl;
Vom Perser ungeblendt, und frey von Algiers Kette:
Und sterben ruhiger . . Wo? . . auf dem Krankenbette.
Doch wann ein langsam Gift an Herz und Lunge nagt,
Der Tod sich wünschen macht, und Jahre lang uns plagt;
Wann in des Fiebers Hiz der ganze Körper lodert,
Und voll Geschwür ein Leib lebendig schon vermodert,
Noch lebend schon die Speis der Würmer, seiner Brut,
Die immer neu entstehn in dem vergiftem Blut;

* Busiris, König in Aegipten, pflegte die Fremden den Göttern zu opfern. Von ihm sagt Virgil:

\- - - Quis aut Eurystea durum,
Aut illaudati nescit *Busiridis* aras?

Gerädert von der Gicht, und von dem Schmerz zerrissen,
Wann, zu dem Krampf gereizt, sich die Gedärm verschliessen,
Und sich verwickelnd drehn .. Hier bebt und schweigt mein Mund:
Hat der auf glühndem Rost zu grössern Klagen Grund?
Wie Guatimozin dort zu seinem Liebling sagte,
Der halb geröstet, nur mit einem Ach, ihm klagte;
Es sprach der nakte Held, vom Schmerz noch unbesiegt:
Ist es ein Rosenbett, worauf dein Kaiser liegt?
So macht Unglüklichen, die Spies und Flammen plagen,
Ein Siecher auf dem Bett mit Recht dieselbe Fragen.
Wir alle sind der Zeit, des Zufalls gleicher Raub,
Zerbrechlicher als Glas, und alle nur von Staub.
Es kostet die Natur des Körpers Meisterstücke
Nur eine Hand voll Erd, und wenig Augenblicke.
Was Wunder, wenn sie uns, dem Wurm nicht minder hart,
In ihrem Ueberfluß, wie ihn, gleich wenig spart.
Sie sizt beschäftigt stets, wo sie kein Auge schauet,
In ihrer Werkstatt still, reißt nieder, fügt und bauet.
Wer weiß, ob sie für uns, an jenes Abgrunds statt,
In ihrer Zukunft nicht ein sanftres Lager hat?
Was wird sie endlich noch aus ihrem Menschen machen?
Beschämt sie noch vielleicht des Glückes höhnisch Lachen?
Was hoff ich hier, wo ich ein Thier gleich andern bin?
Ihr Schmetterling schwebt mir stets lehrreich vor dem Sinn.
Ich hör die Leidenschaft weit übern Erdkreis brausen,
Und jenseits unsres Grabs des Herzens Sturm noch sausen.
Entsezlich ist sein Sturm! Nicht, weil die Leidenschaft,
Was selbst die Zeit verschont, ihr trozend weggeraft;
Nicht, weil ins fernste Meer, das noch kein Schiff erblicket,
Sie einen Vasco dort, hier den Columb geschicket;
Nicht, weil sie Heere dort vereiniget zur Schlacht,
Und selbst in ihrer Wut den Donner nachgemacht,
Der in den Bomben dort hoch über Städte fähret,
Die Luft erschüttern macht, die Erd durchwühlt, verheeret,

Thürm

Thürm und Paläste stürzt, und Wäll und Felsen sprengt,
Und eine ganze Stadt aus ihren Mauren drängt.
Nein, weil in unserm Herz, wie dort im Meer die Wellen,
Sich die Gedanken blähn, und bis zum Himmel schwellen,
Sich übermütig selbst der Gottheit Throne nahn:
So naht den Sternen sich empört der Ocean!
Was ists, wann vor dem Bliz der Libanon erzittert,
Und eine Flotte sich an einem Fels zersplittert?
Was ists, wann **Lima** dort in Schutt und Grauß zerfällt;
Callao untergeht, und **Lissabon** der Welt,
Die Thorheit, Karten, Tanz und Pracht nicht minder liebet,
Ein gleiches Trauerspiel auf eigne Kosten giebet?
Was ists? nicht mehr als wann die schwarzen Thiergen dort
Ein Regen überfällt, und schwemmt von ihrem Ort;
Als wann ein Hagel fällt, und mäht unreife Saaten:
Das sind für die Natur gleich groß und kleine Thaten!
Doch wenn ein Mensch voll Stolz selbst dich, o Tod, nicht scheut;
Die Welt vernichtigt wünscht, und Stern und Himmel dräut;
Was war zu hoch für ihn? Er hat es ausgeführet;
Wann ihn kein Mitleid mehr, sich selbst vergessend, rühret;
Wann auf den eignen Leib dir, o Natur, zum Spott,
Der Geist selbstmördrisch stürmt, und rächet sich an GOTT:
Was hast du, o Natur, in allen deinen Reichen:
Womit willst du alsdenn solch eine That vergleichen?
Er ists, er ists der Mensch, der in der Engel Schaar,
Die einst mit GOTT gekriegt, ein Mitverschworner war;
Er ist es, der mit ihr, im Abgrund seiner Plagen,
Noch Mut genug besizt, den zweyten Sturm zu wagen;
Ob er in jener Höh dem Donner gleich nicht traut;
Am neuen Babel wird doch täglich noch gebaut.
Welch Schiksal hat ihn einst in diese Welt verstossen,
Vor einer Ewigkeit, die lange schon verflossen?
Wie, wo der Senegal breit über Sand und Gold
Durch ein versenkt Gefild die heissen Wellen rollt:

[library stamp]

Ein kühner Mohr, nun müd der Ungeheuer Menge,
Die dürre Heid entzündt, und denn ein schwarz Gedränge
Sich, wie ein Eisberg wälzt, wann es am Nordpol thaut,
Und man den Abgrund voll von flüchtgen Monstern schaut:
Von Stimmen hört man denn ein gräßliches Gemische,
Ein Brüllen, ein Geheul, ein schauerndes Gezische;
Das stärkre herrscht mit Grimm; eins schlingt das andre ein;
Die Ruhe würde hier ein neues Monster seyn:
So hat einst das Geschik der Menschen wild Getümmel
In dieses Thal gestürzt; GOTT weiß, aus welchem Himmel!
Hier quält sich nun der Mensch, und hoft in seiner Qual:
Der sieht die Houris schon, und jener Odins Saal;
Der auf dem Grund des Styx die schwarzen Frösche gehen:
Von welcher Seit, o Welt, werd ich zulezt dich sehen?
Dem gut- und bösen Gott gleich opfernd Pantheon!
O Welt! wie zeigst du dich? als ein Chameleon!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Creutz, Friedrich Karl Kasimir von,

Die Gräber ein Philosophisches Gedicht in Sechs Gesängen; nebst einem Anhange neuer Oden und philosophischer Gedanken

Frankfurt ; Maynz 1760

P.o.germ. 252 b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107126-7
VD18 1100942